



Alt-Wien : Bilder u. Geschichten. [1885]

Märzroth, Dr.

Leipzig: W. Friedrich, [1885]

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/STOEEUJK5AJB38K>

Based on date of publication, this material is presumed to be in the public domain in the United States.

For information on re-use, see

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

3463 Doubt.

(A 14.955)

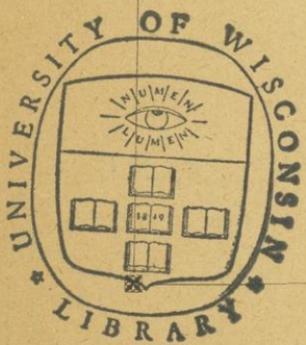


Verlag von Wilhelm Fiedt OF
K. Hofbuchhändler.



Abt. 14000

Alle Rechte vorbehalten.



PT

2625

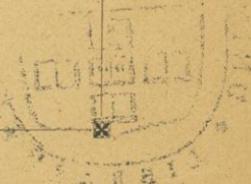
A723

A48

1885

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
„An Aschen“	1
Maskenleben	7
In den April	19
Nur nobel!	25
Rothenthurmfaſte und Rothenthurmthor	37
Der Eisenbahnfeind	46
Ein Opfer der Muſik	56
Hofſchauspieler im k. k. Hoftheater zu Schönbrunn	66
Beim „Calafatti“	74
Etwas von Beethoven.	
1. Er ist eingeladen	82
2. Hört er, oder nicht?	101
Auf dem Schneckenmarkte	109
Wie aus einer Amsel ein Gimpel wurde	118
Eine Sage von Theresia Krones	127
Das Sylvesterfest der Humoristen	159
Der Tod auf dem Maskenballe	167
Der arme Tanzgeiger und der „Grafel“	177



„An Aschen!“

Das Hugelmann'sche Caffeehaus in der Leopoldstadt, das erste rechts, wenn man von der innern Stadt kam, war vor etwa 50 Jahren nicht das eleganteste, aber das besuchteste der Wiener Caffeehäuser. Mehr als schlicht, nahezu armelig in seiner innern Einrichtung, zu der noch die Beleuchtung mit Unschlittkerzen gehörte, befand sich die eigenartige Schicht der ständigen Gäste doch gar wohl in diesen Räumen. Das war begreiflich, bestand doch die Schaar der Besucher zumeist aus Geschäftsleuten aller Art, aus Klein- und Großhändlern und ihren Sensalen, Agenten und Geschäftsdienern, welche alle, nur ausschließlich ihrem Berufe lebend, sich den Teufel um Comfort und Luxus kümmerten. Da saßen sie und rauchten aus kölnischen Pfeifen mit langem Rohre, und dem Federkielmundstück, theils in lautem Handelsverkehr,

theils still; ernstgrübend, oder verschmitzt schmunzelnd. Von hier aus sah man Menschen, die arm wie eine Kirchenmaus nach Wien gekommen waren, im Laufe mehrjähriger, rastloser Arbeit immer mehr emporkommen, so daß heute ihre Nachkommen sich des Baronats erfreuen. Aber auch umgekehrt kamen Andere von hier aus von angesehener Kaufmännischer Stellung zur Armut und zur Noth herunter.

Unter den Letzteren befand sich ein Herr T—g, der als Produktenhändler bei Hugelmann lange den Ton angegeben hatte. Er war ein ziemlich groß gewachsener Mann mit sehr klugen Augen, gemessen in seinem Benehmen, meistens sehr ernst. Er unterschied sich durch sorgfältige Kleidung für jene Zeit sehr auffällig von seinen Geschäftskollegen, die im Gegentheile auf ihr Neuzeres so wenig Sorgfalt als nur möglich zu verwenden pflegten. Bei der damaligen Sucht, Personen, welche sich wie immer von der Mehrheit unterschieden, Spitz- oder Spottnamen zu geben kam Herr T. sehr leicht weg, denn seine Geschäftsgenossen nannten ihn nur das „Modejournal“.

T. war der Mann, der sich über so kleine Bosheiten verächtlich lächelnd hinauszusehen wußte.

„Den bringt nichts aus der Ruhe!“ sagten seine Freunde, und respektirten ihn darum um so mehr, als die meisten von ihnen beim geringsten erregenden Anlaß in jener Lauten, spektakulösen Weise sich Lust zu machen suchten, welche im Durchschnitt den Fremden den Aufenthalt im Caffee Hugelmann geradezu unleidlich machte.

Aber plötzlich änderte sich die Scene. Eine unglückliche Spekulation hatte T. um sein ganzes Vermögen gebracht. Er war so weit, daß er nicht wußte, wovon er sein Leben fristen sollte. Das änderte seinen ganzen Charakter, er war verbittert geworden, er wurde mürrisch, streifüchtig und eines Tages ward er von einigen erzürnten ehemaligen Geschäftsfreunden aus dem Caffeehause, seinem langjährigen Stammsitze, auf — die Straße gesetzt.

Wüthend stürzte er fort, und erst bei der nahen Brücke angelangt, drehte er sich um, seinen bisherigen Collegen mit der Faust drohend, wobei er ein von Verzweiflung vermaßen verzerrtes Gesicht zeigte, daß einer der ihm Nach sehenden ausrief:

„Wenn ich nicht wüßte, daß er ein erklärter Feind des Wassers sei, ich würde befürchten, der arme Teufel werde sogleich in's — Wasser springen!“

Von da ab sah und hörte man ein Jahr lang nichts von dem Heruntergekommenen.

Eines Tages erschien er plötzlich wieder bei Hugelmann. Man erkannte ihn erst allmälig, denn er hatte sich in der Zwischenzeit gewaltig verändert. Er hatte auffallend an Embonpoint zugenommen, er war feist geworden. Sein Gesicht war rund wie der Vollmond, seine hohe Stirne glatt, als wäre nie ein Schummer über dieselbe gestrichen! Dazu trug dieses gut gefärbte Antlitz das Gepräge heiterer Zufriedenheit!

„Das ist ja der T.!“ schallte es um ihn herum, nachdem man gewiß war, er sei es, der — Todtgeglaubte, wahrhaft, leibhaftig.

„Sie sehen ja wie's Leben aus!“ rief man ihm fröhlich zu.

„Leider!“ erwiederte er komisch seufzend. „Denn deshalb glaubt man, es gehe mir brillant, obwohl ich nicht klagen kann. Ich ernähre mich bescheiden aber redlich. Ich bringe mich so gut es geht durch, ich mache Botengänge, ich schreibe für Köchinnen Liebesbriefe, ich trage für stolze Geldbedürftige ihre Werthsachen in's Versatzamt. Wenn ich aber so gut aussehe, so verdanke ich dieß, meine Herren, nur Ihnen, die sie den Verstand und die Güte

hatten, mich zu einer Zeit durch einen sehr gelungenen Hinauswurf rechtzeitig daran zu erinnern, wie blödsinnig es sei, sich wegen eines Glückwechsels mit dem mächtigen Schicksal in Raufhändel einzulassen! Von diesem Augenblicke an war ich kurirt. Ich fügte mich in meine Lage, ich hatte keine Sorge um mein Fortkommen, denn so viel um zu leben erraffe ich, und alles Uebrige ist doch nicht der Mühe werth, daß man sich darüber den dummen Kopf noch dümmer macht."

Diese mit intensiver Heiterkeit vorgetragene Mittheilung erregte allgemeinen Beifall und T.'s ehemalige Geschäftsfreunde bemühten sich von nun an redlich, dem wackeren Menschen auf jede Weise förderlich zu sein, was sie um so lieber thaten, als er stets guten Humors war, und mancher seiner gefundenen Witze zur allgemeinen Erheiterung beitrug.

Herr T. war aber nicht der Einzige, der sich mit heiterer Resignation in sein Geschick fand. Es war dies, fast möchte ich es so nennen, ein Charakterzug des alten Wiener's. Selbstmorde in Folge gesunkenet GröÙe kamen darum fast gar nicht, wie überhaupt Selbstmorde im Verhältnisse zur Zeitzeit sehr wenige vor.

Wie denn Raimund das Charakteristische seiner

Zeit poetisch verschönernd zu erfassen wußte, so griff er auch die heiter-philosophische Ergebung in die Tücke des Schicksals aus dem Leben heraus und brachte sie in der Gestalt des „Aschenmannes“ auf die Volks-Bühne. Die Wirkung dieser Figur war darum eine unwiederstehliche und so wie die Figur in allen Bildersläden, bei allen Zuckerbäckern zu sehen war, so war für lange Jahre der Lied-Refrain: „An Aschen!“ zum geflügelten Wort geworden.

Der alte Wiener aber, der heute noch stille durch Neu-Wien geht, er gedenkt bei aller warmen Anerkennung des modernen Fortschrittes nicht ohne Wehmuth der entchwundenen Vergangenheit mit ihren Schatten- aber auch Lichtseiten, und summt vor sich hin:

„An Aschen!“

Maskenleben.

Es war ungefähr in der Mitte der dreißiger Jahre. Der Abend war angebrochen, Schneeflocken tanzten durch die Straßen der Stadt und klammerten sich immer dichter an die Gläser der ohnehin matt leuchtenden Laternen, so daß nach und nach immer mehr Düster sich entwickelte. Bald waren die Straßen mit dichtem Schnee bedeckt und die Passage wurde immer schwieriger. Da leuchtete es etwa gegen 9 Uhr an den Hauptpunkten der Stadt plötzlich hell auf. Fackeln flammten mit braunem Lichte und tropften kleine Feuerchen auf den zischenden Schnee. Die Straßenkehrer waren beordert worden, wenigstens am Michaelerplatz, Kohlmarkt, Graben und was damit in Verbindung stand, Bahn für die Equipagen zu schaufeln, welche nach dem Theater zu erwarten waren, denn heute war Redoute. Die Arbeiter hatten sich zu sputen,

denn zwei Stunden später fuhren bereits die Equipagen der Aristokratie am Thore zum Redoutensaale vor. Auch diese Wagen kamen unter Fackelbeleuchtung heran, welche aber die an beiden Wagenseiten miteilenden „herrschäftlichen Läufer“, in kurzen Jacken und Schärpen mit Gold- und Silberfransen um den Leib, zu besorgen hatten. Zum Glück wurde in mäßigem Trab gefahren, die Läufer brauchten daher ihre Lungen nicht so übermäßig anzustrengen, als bei ihrem alljährlichen Wettlaufen am 1. Mai im Prater.

Vor dem Thore zum Redouten-Gebäude standen zahlreiche Neugierige, die aus den Wagen Steigenden zu betrachten, aber die zwei Männer von der „Staberlwache“, welche an beiden Seiten des Einganges postirt waren, hielten allzu zudringliche Bewunderer in respektvoller Zurückhaltung. Theilnehmer des Maskenballs, welche zu Fuß kamen, hielten sich innerhalb des Thores eine Weile auf. Ein dienstfertiger Schuhputzer hatte hier sein Atelier aufgeschlagen. Gerne nahm man seine eben so eifigen, wie geschickten Dienste an. Er war mit wenigen Kreuzern freundlichst zufrieden, wußte sich aber in verehrungsvoller, mehrmaliger Verbeugung für einen erhaltenen „Zwanziger“ dankbar zu zeigen,

nicht ohne noch, wenn's ein Herr war, einige Bürstenstriche über dessen Beinkleider zu machen, was gar nicht zur eigentlichen Aufgabe des Mannes gehörte

Wir aber wollen über die Treppe in den Redoutensaal. Musik tönt uns entgegen, aber sie bewegt sich nicht in so kecken Rhythmen, wie wir es heute gewohnt sind, es klingt Alles einfach, bedächtig, maßvoll, man kann es fast schüchtern nennen, denn Instrumentations-Effecte waren damals noch unbekannt und das Tempo der Menuette gehörte noch zu den musikalischen Lieblingsformen.

Dem ungeachtet wogte es mit großer Lebhaftigkeit im Saale, der durch fatal tropfende Wachskerzen in den Wandkronleuchtern aus präzisatischen Glasstückchen hell genug erleuchtet war. Das Gedränge war groß, aber es waren für die Passage rundum auf dem Parquet Gänge vom Publikum frei gelassen, durch welche immer neue Menschen und Figuren auf und ab strömten. Getanzt wurde nur selten und das nur von Masken auf ziemlich eng begrenztem Raum. In der Mehrzahl Dominos von schwarzer, rother, blauer, weißer und gelber Farbe, hatten viele Masken mancherlei Phantasie-Costüme von reicher Ausstattung aufzuweisen, doch waren Figuren der damals noch im Schwunge be-

findlichen Pantomime, wie Pantalon, Harlekin, Columbine und Pierrot sehr beliebt, welcher Letztere gewöhnlich in zahlreichen Exemplaren verbreitet, und meist durch seine gefürchtete — Langweiligkeit verüchtigt war. Wenn die Musik eine Pause machte zischte, wispelte, quierte und licherte es von den coquettirenden, intriguirenden, verfolgenden und verfolgten Masken um so lauter durch den Saal, aber immer mit einer gewissen Mähigung, welche wahrscheinlich vom Anblick zweier uniformirter Polizei-Commissäre, die ab und zu in der Menge auftauchten, im Gleichgewicht erhalten wurde.

Da machte sich in der Versammlung etwa gegen Mitternacht plötzlich eine lebhaftere Erregung und gleichzeitig eine Störfung bemerkbar, die nur einige Sekunden anhielt, denn bald war die Passage wieder frei und sogar breiter als vorher geworden.

„Die Erzherzogin Sophie!“ flüsterte man sich zu und ließ eine lange Reihe maskirter Damen in reichsten Rococo-Costümen mit gepuderten Haaren und in buntgeblümten Reifröcken vorbeipassiren.

Die vorderste der Damen war die durch ihre Schönheit und liebenswürdige Art beliebte Erzherzogin Sophie; das Gefolge bestand aus ihren Hofsdamen. Die illustren Masken spannen mit

Manchem aus der Versammlung ein kurzes, aber freundliches, oft heiteres und witziges Gespräch an. Man fand sich dadurch in hohem Grade geschmeichelt und ausgezeichnet. Dies war eben bei einigen Herren der Fall, welche in einer Gruppe beisammen standen. Der eine mit gelocktem Kopfe war der Dichter Deinhardstein, der Andere mit der silbernen Brille der heitere Castelli, der Dritte, ein wohlgenährter Mann mit glatt rasiertem, stets lächelndem oder doch schmunzelndem Gesichte der Volksdichter und Redakteur der damals allgewaltigen „Theaterzeitung“ Adolph Bäuerle.

Diese drei damaligen Vertreter der Poesie, des Humors und der Journalistik hatten soeben die Ehre gehabt, mit der hohen Dame ein Gespräch zu führen, bei dem manches pikante Wort hinüber und herüber flog. Ein etwas derber, vielleicht mehr etiquettewidriger Scherz Castelli's brach jedoch die Conversation plötzlich ab. Die Damen schritten weiter, die Herren verbengten sich, Bäuerle am tiefsten. Castelli murmelte etwas zwischen den Zähnen, das laut genug war, um von den Nahestehenden vernommen zu werden. Es rief ein leises Kichern hervor, von dem Bäuerle umgenehm berührt schien denn er brach im selben

Augenblicke durch die Menge durch und verschwand.

„Er glaubt wahrscheinlich,“ sagte Castelli lächelnd, „daß mich wegen meiner lustigen, aber kindesunschuldigen Rede von vorhin jeden Augenblick der Polizei-Commissär beim Kragen nehmen könnt'!“

„Komm!“ unterbrach ihn der lustige Deinhardstein. „Dort gibt's Etwas. Der Chotek winkt uns!“

Sie näherten sich der Thüre, neben welcher Franz Xaver Chotek, einer der gesuchtesten Clavierlehrer jener Tage, stand.

„Soeben ist mein Verleger A. Diabelli in die Garderobe hinab, um sich als Türke zu maskiren,“ sagte er zu den beiden Dichtern. „Ich will mir einen Spaß mit ihm machen dafür, daß er wieder eine neue Composition von mir abgelehnt hat. Hier habe ich einen Zettel mit den Worten: „Ich bin der Anton Diabelli vom Graben!“ Den picke ich ihm, wie er hier herauskommt, auf den Rücken! Geben Sie Acht, wie's Dem gehen wird!“

„Das wird heute ein lustiger Abend,“ sagte Deinhardstein und sah dabei verschmitzt auf Castelli der, faunisch lächelnd, mit den Augen zwinkerte.

„Dort ist unser Pierrot,“ flüsterte Deinhard-

stein und riß Castelli mit sich, um eine als Pierrot gekleidete Maske zu erreichen, die mit lächerlichen Siebenmeilen-Schritten und närrisch-grotesken Geberden durch die Menge drängte.

Inzwischen war der bekannte Musicalienhändler A. Diabelli in der Maske eines Türkens aus der Garderobe herausgetreten. Im Nu hatte er den erwähnten Zettel auf dem Rücken. Wo nun unser Türke erschien, da rief Alles hinter ihm: „Guten Abend, Herr von Diabelli!“

Da sich dieser, er wußte freilich nicht wodurch, erkannt sah, eilte er bald in die Garderobe zurück, um in einer anderen Maske zu erscheinen. Er kam diesmal als egyptischer Zauberer. Aber sein Racheengel, der beleidigte Componist Chotek, war ihm unbemerkt auf dem Fuße gefolgt, und ehe es sich Diabelli versah, klebte ihm abermals ein Zettel mit gleicher Aufschrift am Rücken. Und wieder ging Diabelli durch den Saal und war als Zauberer selbst wie verzaubert, als wieder Alle, die hinter ihm hergingen, lachend riefen: „Guten Abend Herr von Diabelli!“ . . .

Aber der Veranstalter dieses Spukes, der den guten Musicalienhändler bis zur späteren Disharmonie mit Chotek in Wuth versetzte, sollte noch

dieselbe Nacht den Lohn für seine böse That erhalten. Zum näheren Verständniß des Folgenden muß erwähnt werden, daß Chotek sich für einen schönen, geradezu unwiderstehlichen Mann hielt, der beständig mit seinem kleinen Fuße und seiner wirklich kleinen, weiblich zarten Hand tokettirte. Dabei war sein Herz durch einen einzigen Blick aus holden Augen sogleich in Flammen und die Gekerei, die er in solchen Fällen zur Schau zu tragen pflegte, gab seinen Freunden stets willkommenen Stoff zu lustigen Bemerkungen.

Eben war unser Musikus damit beschäftigt, einen dritten Zettel in Bereitschaft zu setzen, für den Fall nämlich, als Diabelli es etwa noch in einer dritten Maske versuchen sollte, da nahte ein schwarzer, weiblicher Domino, der sich im Kommen mehrmals scheu umsah und dann rasch, und zwar mit einem vielversprechenden Seufzer und einem noch mehr versprechenden: „Endlich habe ich Dich gefunden!“ in des nicht wenig freudig erregten Chotek galanten Arm hängte.

„Verlieren wir uns aus dem Gedränge!“ raunte ihm die Dame im üblichen Maskengequie ins Ohr. „Wir werden beobachtet! Komme in die Seufzerallee!“

Also war der zweite, der kleine Redoutensaal genannt. Er war schwächer, als der große Saal beleuchtet, daher herrschte entschieden Zwielicht in demselben, das wohl zu dem Bedürfniß jener Paare paßte, welche sich hieher zurückzogen, um sich allerlei Geheimnisse anzubertrauen, wobei fremde Zeugen nicht willkommen gewesen wären.

Inzwischen waren die hohen Damen des kaiserlichen Hofes des nur für kurze Zeit amüsanten Maskenspieles satt geworden und mit ihnen entfernten sich viele andere Masken aus aristokratischen Kreisen. Es ward nunmehr Raum im Saale, aber auch der übermuthige Geist der wienerischen Faschingslust fühlte sich nicht mehr so beengt wie früher. Es fing nun an, ein leckerer Ton durchzulingen. Dazu schien die Entfernung eines der Polizei-Commissäre den Impuls gegeben zu haben. Der andere, nachdem er noch kurz vorher eine eine weibliche Maske höflich aus dem Saale geführt, in welcher er mit feiner Nase eine bekannte „zweideutige“ Dame, die „schwarze Henriette“ erkannte, zog sich in die Restauration zurück und ließ sich dort mit altwienerischer Gutmuthigkeit in witzelnde Neckereien mit lustigen Masken ein.

Im Saale selbst ward's nun immer lebendiger.

Harlekins ließen durch die Reihen und klatschten mit ihren Brütschen manchen Rücken derber, als sich ziemte. Colombinen warfen mit Bonbons nach den Herren, mit denen sie „anspinnen“ wollten, wobei manche würdige Nase unsanft erschreckt wurde; man fing an, zu drängen, unterdrückte Schreie wurden laut, dazwischen kollerte herzliches Lachen, mit einem Worte, die Heze war los.

Mitten durch drängte Chotek mit seiner Dame, welche, kokett in ihren Bewegungen und verliebt in ihren Blicken, ihrem Galan manchen Reider zuzog.

Endlich waren die Beiden in der „Seufzerallee“. Sie setzten sich auf eine der gepolsterten, mit weißem Canevas umhüllten Bänke. Chotek schmiegte sich hier liebend an seine Schöne.

„Demaskire Dich, holde Unbekannte!“ gurrte der drängende Verehrer.

„Ach, ich schäme mich! Was werden Sie sagen wenn Sie mich erkennen!“ flötete der Domino.

„Ich flehe Dich an!“ hat der liebesheife Galan und ließ sich auf ein Knie vor der Unbekannten nieder, deren Handschuh er mit Küschen bedeckte, wie es in den damaligen Almanach-Novellen gang und gäbe war.

Da trat plötzlich eine Maske im dem naturgetreuen Costume eines damaligen „Grundwächters“ vor das Paar.

„Diese Dame ist verdächtig!“ donnerte er dem weiblichen Domino zu. „Augenblicklich demaskiren!“

Die Unbekannte stieß einen gellenden Schrei aus, der sogleich mehrere Neugierige herbeilockte, darunter auch Deinhardstein, Castelli und Bäuerle.

Chotek wollte sich seiner Dame annehmen, aber Deinhardstein flüsterte ihm warnend zu: „Sei vorsichtig! Es ist kein falscher, es ist ein echter Grundwächter!“

„Demaskiren!“ herrschte dieser wiederholt der Dame zu, welche ein so heftiges Zittern am ganzen Körper besiel, daß man Mitleid mit der Armen bekam.

„Demaskiren Sie sich!“ rief Castelli in wohlwollendem Tone der Dame zu.

Endlich nahm diese die Capuze, die schwarze Samtslarve und den Seidenmantel ab, und an Chotek's Seite die Dame war in einen — Pierrot verwandelt! . . .

Bergebens wollte sich Chotek aus den ihn umklammernden Armen des weißen Ungeheuers losreißen, dessen riesiges Maul von einem Ohre zum

andern reichte. Der Pierrot hatte sich in ihn zu fest eingekrallt, dabei streckte und spreizte er die Beine so komisch und setzte er das Bittern blos mit den faustgroßen Knöpfen seines Wammes und seiner zinnoberrothen Lippen so virtuos fort, daß Alles aufjauchzte.

„Das ist der Schadeßky!“

Und er war es auch, der berühmte „stumme Komiker“ des Leopoldstädter Theaters.

Chotek's Beschämung und Entrüstung kann man sich denken, aber auch das Gelächter und die Heiterkeit, die sich aus der „Seufzerallee“ in den Hauptsaal mittheilte, als Schadeßky, der Liebling der Kleinen und Großen Altwiens, mit seinen unmachahmlichen Künsten der komischen Geberde und des burlesken Mienenspiels in seiner ganzen pudelnärrischen Gestalt mitten unter dem vergnügten Publikum erschien und sein lustiges Wesen trieb. Mit dieser Episode aber sei unser Carnevalsbild abgeschlossen.

In den April.

Um ersten und letzten April mußte man sich im alten Wien in Acht nehmen, denn da ging der Heiterkeitsteufel um. Die beiden genannten Tage gaben nach alter Sitte und eingebürgertem Brauch jedem einen Freibrief, seine Angehörigen, nahen Freunde, guten Bekannten, überhaupt Leute, mit denen man sich einen Spaß erlauben durfte, nach Herzenslust „aufführen“ zu lassen. Man war zwar hiezu in dem alten heiter-harmlosen Wien das ganze Jahr über geneigt, aber da konnte es doch passieren, daß irgend Einer, der im Laufe des Tagewerks ein Haar geschluckt haben möchte, einen „Aufführer“, und wenn er noch so lustig gewesen wäre, nicht in bester Laune aufgenommen haben würde. Aber am ersten und letzten April, da war einmal jede Schranke verschwunden, die „Aufführer“

trieben sich allenthalben herum. Sie waren zwar nicht immer gerade geistreich, aber sie gaben doch jedem, der dran kam, einen kleinen „Bremser“ und lustiges Lachen von Seite des „Auffittenlassers“ und etwaiger Zeugen riß auch bald den „Aufgesessenen“ in die Heiterkeit hinein.

Das „Auffittenlassen“ aber war ein Charakteristicum des alten Wienerthums, es war in den meisten Fällen der Grundzug des Wiener Witzes, der immer eine ernste Erwartung erregte und sie in ein lächerliches Nichts auflöste, wie es die alten Aesthetiker vorschriftsmäßig verlangten. Aber es war ein Unterschied zwischen dem Wiener Witz und seinem Zwillingssbruder, dem Auffitzer. Der Witz, das Bonmot, die entweder von selbst, man wußte nicht woher, in's Publikum ließen, oder von oppositionell angeregten Geistern scheinbar durch den Mund von Schusterjungen, Fiafern oder deutsch radebrechenden Ungarn oder Böhmen in die Welt geschwärzt wurden, sie waren nicht immer harmlos, oft wenig gemüthlich, und trugen jenen Stachel in sich, der sonst wol kaum in anderer Form zum Vorschein gekommen wäre. Ein solcher Witz, ein solches Bonmot konnte nicht vom hochnothpeinlichen Herrn Censor im Prokustesbett gereckt, verrenkt,

oder gar schonungslos zerschnitten und aus dem Buche des Lebens, des Wiener Geistes gestrichen werden, der damals wie ein torfeklndes Kind überall am Gängelbande geführt wurde, als sollte der „dumme Fratz“ gar niemals wachsen und größer werden und verlangen, selber auf eigenen Füßen zu gehen und sich die übrige Menschheit außer der schwarzgelb angestrichenen „Linie“ und überhaupt die schöne Gotteswelt mit ihren angeborenen Rechten anzusehen und sie zu genießen und sich an ihr vom Herzen zu erfreuen! O, dieser Wiener Witz, dieses Wiener Bonmot, diese cartesianischen Teufelchen, die nach jedem Druck lebhaft auffielen, sie waren in jenen Kreisen, welche glaubten, die Weltgeschichte für alle Zeiten nach ihrem Bedürfnisse lenken zu können, bis in die Seele hinein verhaft und man hatte gewiß keinen sehnlicheren Wunsch, als diese demagogischen Vagabunden, für welche Witz und Bonmot damals galten, vor die Polizei zu citieren, — wenn's eben nur — möglich gewesen wäre!

Der „Auffüßer“ jedoch, dieser ungefährliche Maître de Plaisir, war gar nicht ungern gesehen. Warum soll sich das Publikum nicht amüsiren, wenn es dabei nicht über die „Schranken“ springt, nicht die schönen grünen Wiesen freiheitlicher Lebensfreu-

digkeit betritt und nicht auf die Bäume klettert, die am Ende gar in — den Himmel wachsen könnten?

Diese tolerante Gesinnung gegen den „Auffiüber“ ging so weit, daß selbst hohe Herren nicht böse wurden, wenn sich dieser Gamin des alten Wien in den Apriltagen sogar an sie wagte! Soll es doch geschehen sein, daß, wie man erzählte, Seine Excellenz der Polizei-Minister Graf Sedlnitzky am 1. April bei seiner Promenade über die ihm sympathische „Schottenbastei“ von einem Schusterjungen mit den Worten angeredet wurde: „Geb'ns Acht, Ew. Gnaden, es geht Ihnen allweil wer nach!“ Als sich der Allgewaltige, immer Verdacht Witternde umsah, deutete der maliciöse Junge auf — den Schatten Sr. Excellenz!

Der Graf lachte über den Aprilscherz und warf dem Burschen großmütig einen Zwanziger zu.

Aber der Schatten ging ihm immer nach, bis er eines Tages dem guten Grafen unerwartet über den Kopf wuchs und ihn verschlang! . . . Ob der Graf wol in den Tagen, wo er vor seinem eigenen Schatten flüchtete, an jenen Aprilscherz dachte? . . .

Sowie aber der Wiener Witz und das Wiener

Bonmot, seitdem sie nicht mehr censurirt, höchstens — confischart werden können, die offene Bagabundenstraße verließen und in die literarisch parquettirten Hallen unserer humoristisch-satirischen Journalen eintraten, so hat auch der Auffüller eine andere Gestalt angenommen, sein Feld auf anderen Gebieten gefunden und ist vom Harmlosen in's Sachliche übergegangen; er treibt sich sogar mit sehr vornehmen Alluren am grünen Tische und in der — Politik herum!

Was letztere betrifft, so weiß man freilich nicht gleich, wer eigentlich zum Auffüllen bestimmt ist, aber endlich wird es doch klar, und wer zuletzt über den Auffüller lacht, der lacht am besten.

Zum Prototyp des modernen Auffüllerthums jedoch ist heutzutage Mama — Reclame geworden, die uns in allen Sphären des Lebens das ganze Jahr über vom Jänner an bis zum letzten December in den — April schickt und sich vergnüglich dabei die Hände reibt, sie wird wol wissen, warum? Freilich war Fräulein Reclame schon im alten Wien auf der Welt, wo man einander nur am ersten und letzten April „auffüllen“ ließ, ohne daß man dabei irgend welche Gefahr lief; aber das damals nicht mehr junge Fräulein war noch ziem-

lich schüchtern, man könnte sagen, es war fast von
keuscher Naivität. Was ist heute für eine impos-
nirende Dame daraus geworden!

Wenn ihr heute ein alter Wiener begegnet, so
mag er wol im Stillen Heine's Worte citiren:

„Die alte Gudel sind' ich geshminkt
Und gepuht wie eine Sirene:
Hat schwarze Locken sich angeschafft
Und blendend weiße Bähne!“ . . .

Nur nobel!

Die alten Wiener waren, wie man weiß und wie es in älteren Reiseberichten mit norddeutscher Vornehmheit erzählt wird, lebenslustige, kreuzfidele Leute, deren Wahlspruch lautete: „Leben und leben lassen!“

Ja, leben lassen, das war das eigentliche Charakteristikum des Altwieners. Freue ich mich, so bist Du auch freundlichst dazu eingeladen, ob Du Christ oder Jude, Ungar oder Böhm', Dresdener oder Berliner bist, wenn sich nur mit Dir reden lässt und wenn Du nur einen gemüthlichen Spaß verstehst!

Da ging's dann lustig her und es müßte Einer ein Gemüth von „Sauerampfer“ und ein Herz aus „Pfundleder“ gehabt haben, wenn er nicht von der „Wienerischen“ Heiterkeit mitgerissen worden wäre, denn diese Heiterkeit war so urwüchsig und

so harmlos, daß sie einschmeichelnd an den Fremden heranschlich, bis sie ihm mit den weichen, warmen Armen am Halse hing und herzinnig lacherte und lebensfrisch jauchzte.

Diese Heiterkeit aber, welche trotz aller Sorgen, trotz allen Druckes, die wohl auf dem Altwiener, gar sehr empfunden, lasteten, nicht „umzubringen“ war, hatte ihren inneren Halt in der Anspruchslosigkeit, in der Bescheidenheit, mit welcher man im Großen und Ganzen mit dem Leben abrechnete. Wenn der Altwiener die Mittel dazu hatte, so war er natürlich kein Kostverächter und der Schritt zum „Phäakenthum“ war stets mit Leichtigkeit gemacht. Alles, was wahr ist!“ Aber wenn's nicht ging, wenn die „Decke zu kurz“ ward, dann streckte man sich eben nach ihr und ließ deshalb doch „keine Traurigkeit spüren“.

Jeder lebte nach seinem Stande, keiner drängte sich über seinen Kreis hinaus, die Bürger wollten keine „Cavaliere“ sein, die Kaufleute keine „Banquiers“.

Man verstand eben damals die schöne Kunst, sich mit seinem Vöse abzufinden, und wenn dieses auch nicht brillant war, so segte man sich deshalb nicht murrig in den Schmollwinkel, sondern auf

den ungeschnittenen Stuhl der Zufriedenheit und lächelte von da dem Geschick freundlichst entgegen.

So waren die alten Wiener, das muß man ihnen nachsagen, trotz der vielen Fehler, die vielleicht eben aus ihrem gemüthlichen Hinnehmen des „Gegebenen“ entsprangen.

Aber es gab schon damals Leute genug, welche es unwiderstehlich trieb, über die Schranken, die ihnen gezogen waren, hinaus zu volstigiren. Die von diesem Ornage in geistiger Beziehung erfaßt waren, nun sie hatten einem — sauern Leben entgegenzugehen! Die sich aber nur materiell den Bevorzugten gleichstellen wollten, ohne die Mittel zu haben, sie wurden bald bemerkt und einfach — ausgelacht.

Der Commis, der die ganze Woche über „Weinberln“ klautete und Brennöl filtrirte, wenn er Sonntags auf einem ausgeliehenen „Schaw'l'schen“ Gaul in den Prater ritt, um den „Gawlir“ zu spielen, er wurde so lange still lächelnd beobachtet, bis ihn ein unerwarteter Saß des tückischen „Engeländers“ auf seinen Hals „geschupft“ hatte, dann aber flogen aus dem Munde der lauernden Zuschauer die Wizraketen los und umschwirrten den armen Cavalier von „hinter der Budel“

so unbarmherzig, daß ihm „Hören und Sehen“ verging.

Solche Ausschreitungen aus dem Geleise des bescheiden begrenzten Bürgerlebens waren damals eben selten genug, um nicht sogleich auffällig zu werden. Die Dandies, die „Streichmacher“ waren daher stadtbekannte Figuren und der Wiener Humor flatterte ihnen mit wahrer Vorliebe nach, um sie wie eine ärgerliche Mücke zu „säkiren“.

Wir aber wollen den Leser jetzt an einen Ort in Altwien führen, wo sich häufig Exemplare der Vornehmthuer einfanden. Die Abspiegelung dieses Ortes dürfte überdies schon darum für das heutige Wien nicht ohne Interesse sein, weil er aus dem Lebensbilde Wiens für immer verschwunden ist.

Wir meinen das „Wasserglacis“. Dieses und der Volksgarten, nebst dem Paradeisgartl, die letzteren beiden mit „feinerem“ Charakter, waren das Umlauf der nach Sommerfrische lehnenden Wiener. Gegen das ehemalige „Carolinenthal“ zu spitzten sich die vielfach sich kreuzenden sehr einfachen Alleen, das Gesamtglas mit den ungepflegten Wiesen dazwischen, zu einer Art sorgfältiger Anlage zu, innerhalb welcher im Hintergrunde einer kurzen dreifachen Allee eine Cafeteria etabliert

war, die sich des Morgens mit der Verabreichung von Mineralwässern befaßte, während Leidende, besonders Brustleidende, welche das Geld für jene nicht erschwingen konnten, nicht weit von dem Tempel der Hygiea bei den „Gasweibern“, die mit ihren stets melkbereiten Ziegen auf der Wiese gelagert waren, ihr Heil suchten. Mitunter kam auch Einer aus der Stadt über die Carolinen-Brücke — man sah noch innerhalb des Thores das alte Aufzugsrad — um im „Garten!“ des Wasserglacis auf einer Bank die Morgenstunden mit der Lectüre eines Buches zu verbringen, denn damals las man noch mit Vorliebe — Bücher, vielleicht schon darum, weil man mehr — Zeit dazu hatte!

Das war die ganze Bewegung am Morgen. Das Wasserglaciis machte darum um diese Zeit gerade keinen anheimelnden, befriedigenden Eindruck, wie etwa heute der Stadtpark, der für die Altwiener geradezu ein Zauber-garten aus einem orientalischen Märchen erschienen wäre! Aber am Abend gewann dieser Punkt eine ganz andere Physiognomie. Eine enger aneinander schließende Reihe größerer Döllampen mit einer Art Blechreflectoren rief einen „Lichtglanz“ hervor, welcher damals „blendete“ der aber heute mit spöttischem Lächeln betrachtet werden

müßte. Ein ziemlich faules und schlaftriges Orchester ließ seine Sphärenklänge durch die Alleen wiegen, in welchen oft in dichtem Gedränge die „Herren und Damen“ plaudernd, kokettirend, lorgnettirend, witzelnd und lichernd auf- und abwogten. Zu beiden Seiten der drei Alleen waren Bänke und Stühle mit sehr primitiven Strohsitzen aufgestellt, welche bald alle „besessen“ waren.

Hier hatten sich die Mütter mit ihren Töchtern, dabei hier und da einige galante junge und alte Herren niedergelassen und ließen die Wandelnden die Revue passiren.

Doch wir wollen ja den Leser mit wenigstens ein paar Exemplaren bekannt machen, denen die Devise: „Nur nobel!“ auf die Stirne, auf ihr ganzes Wesen gedrückt ist. Da stehen wir schon vor der Magistratsräthrin P. und ihren sechs Töchtern. Sie sind hübsch, diese Töchter, aber von einer lächerlichen Vornehmheit! Wenn ein Mädchen im einfachen Percaillkleid an sie streift, wischen sie ihr Seidenkleid sorgsam ab, das sie, wie wir recht wohl wissen, bei der „Rechale“ gekauft haben, die mit abgelegten Kleidern handelt. Während das Publicum, welches nicht unmittelbar im Bereiche der Cafeteria sitzt, sich selten von da eine Er-

frischung herüberreichen lässt, liebt es die „Räthin“, ihre Töchter einige Male in der Woche mit Gefrornem zu regaliren. „Drei kleine Gefrornes, sechs Löfferl und drei leere Täzerln!“

Doch hier erscheint ein anderes Exemplar. Es ist ein junger, gar nicht übler Mann, der eine elegante Nonchalance affectirt, welche allerdings zu seinem ziemlich abgeshabten Frack, seinem bierglänzenden, weichrandig gewordenen „Seidenpinsch“ und seiner etwas zu kurzen Hose nicht recht passen will. Er sieht durch ein Doppellorgnon von schwarzem Bein, und während er es mit der rechten Hand vor die Augen hält, steckt seine Linke in der linken Fracktasche.

Das war damals „nobel“, denn weil dies ein bekannter junger Graf erfand, so machten es ihm alle Dandies nach. Weil aber derselbe junge Aristokrat durch einen Sturz vom Pferde leider gezwungen war, eine Zeit lang zu hinken, was er durch einen gewissen tänzelnden Gang zu maskiren verstand, so machten ihm auch das alle „Gschwufen“ nach, also auch unser Mann im braunen abgeshabten Frack, denn es war — nobel! Er hinkte mit wirklicher Grazie, obwol er ganz gesunde Beine hatte.

Ich kann mich seines Namens nicht erinnern, aber das weiß ich, daß er böhmisch klang, und daß es nichts zur Sache thut, so will ich ihn kurzweg Czeck nennen. Czeck war ein blutärmer Mensch und mußte sich durch Geigenunterricht zu erhalten suchen. Nach sechsjähriger Prakticirzeit in irgend einem Amte, hatte er nun endlich Hoffnung, wenn auch mit sehr magerem Gehalte, angestellt zu werden. Sein Lebensmuth wuchs daher von Tag zu Tag um einige Zoll und seine Sucht, den „Noblen“ zu spielen, ward immer fetter bei ihm genährt.

Eben hatte er einem „Collegen“ zu dem er sich auf die Bank gesetzt, seine heißesten Wünsche anvertraut, nämlich nach damaliger Mode einen franzblauen Frack mit ciselirten Messingknöpfen und einen weißen, oben spitz zulaufenden Cylinder zu besitzen. Um seinem schönen Traume die Krone aufzusetzen, sprach er noch seine Leidenschaft für den Besitz eines — großen Hundes aus, den er, wie die jungen Privatiers jener Tage, an einer grünen Schnur überall mit sich führen könne.

O, Du heilige Phantaste, wie glücklich kaunst Du Deine innigen Anhänger machen! Czeck war bei diesen Mittheilungen, welche der Andere mit empörender Gleichgiltigkeit hinnahm, von dem Wider-

schein innerer Freude übergossen. Dies wurde von einer Gruppe von Herren, welche in der Cafeteria hinter Czeck saß, wohl bemerkt, so wie der Herzenserguß Czeck's denselben Herren zu Ohren gedrungen war. Diese vielfach bemerkten Gäste der Cafeteria hatten viel Spaß untereinander gehabt, denn es gab viel Gelächter unter ihnen. Das war für Leute, welche die Gesellschaft kannten, leicht zu begreifen. Saßen doch hier am runden Tische lauter „Ludlamiten“, welche bekanntlich den Spaß in allen seinen Formen mit Witz und Humor cultivirten.

Diese Herren nun, welche, wenn sie beisammen waren, zu Schnurren aller Art aufgelegt waren, hatten kaum Czeck's sehnlichste Wünsche vernommen, als sie beschlossen, den Mann, ohne daß er die Urheber ahne, zu beglücken. So bekam er denn schon an einem der nächsten Tage den ersehnten blauen Träck zugeschickt, am folgenden den spitzigen weißen Hut und am dritten gar den großen Hund, einen bissigen, eigensinnigen Köter, der seinem neuen Herrn von Zeit zu Zeit gewaltige Verlegenheiten bereitete. — Aber Czeck war durch diese Zaubergaben ein completer Narr geworden. Die komische Art, mit welcher er seine

neuen Bestthümer zur Gestung zu bringen suchte, ergözte seine Spender, die ihn vielfach beobachteten auf's Höchste.

Das Glück schien sich nun an Czeck's Fersen zu klammern. Er ward nicht nur endlich wirklicher, salairirter Beamter, er gewann auch — gewiß nur wegen seiner nunmehrigen „vornehmen“ Erscheinung — das Herz eines armen, aber netten Mädchens, das er kurz darauf heimführte.

Einige Tage vor der Hochzeit erhielt er folgendes anonyme Schreiben:

Liebster Herr Czeck!

Es ist jetzt bei hohen Herrschaften Sitte, geworden, daß Neuvermählte unmittelbar nach der Trauung eine Hochzeitsreise antreten. Die Mittel hiezu werden Sie an Ihrem Hochzeitstage von Denjenigen erhalten, von denen der Frack, der Hut und der Hund kamen.

Ihre Freunde.“

Czeck war im siebenten Himmel, denn er vertraute seinen unbekannten Freunden vollkommen. Die Hochzeitsreise — oh, wie nobel! — war ihm gewiß. Die Trauung fand statt, aber die Summe zur Hochzeitsreise blieb aus!! — Da Czeck

bereits von all' seinen Bekannten Abschied genommen hatte, er aber kein Geld besaß, seine colportirte Nachricht zur Wahrheit zu machen, so war er gezwungen, um nicht blamirt zu sein, sich und sein Weibchen vor aller Welt in seine Wohnung einzusperren, um glauben zu machen, die Neuvermählten seien — auf der Hochzeitsreise!

Drei qualvolle Tage verlebte Ezech mit seiner jungenen Frau in der kleinen dumpfen Wohnung — es war dazu noch Hochsommer! — Da riß ihm die Geduld!

„Hole der Teufel die dumme Noblesse!“ rief er resolut aus, öffnete die Thüre und flog mit seinem Weibchen in's Freie. Am folgenden Tage erhielt er von unbekannter Hand ein hübsches Sämmchen zugeschickt mit den Zeilen:

„Beifolgendes zur Recreation, wenn auch nicht zum — Nobelthun.“

Unterschrieben waren:

„Lord Blautel Blauting, Discantino der Biermane, Henricus auf der Gassen, Muži Bartl, der Mauerbrecher und Tacitus Lachelberger.“

Das waren nämlich die im Publikum unbekannten Vereinsnamen jener „Ludlamiten“, welche wir dem Leser vorzuführen das Vergnügen hatten.

Ihre wahren Namen lauteten: Christ. Kuffner, (Schriftsteller), Tieße, (trefflicher Concertsänger u. Universitäts-Pedell), Lembert, (Theaterdichter), Sam. Biedermann, (Banquier und witziger Kopf), Eug. von Stubenrauch, (berühmt als schöner Mann).

Rothenthurmbastei und Rothenthurmthor

34
Die Basteien, mit welchen die innere Stadt Wien rundumzogen war, hatten Manches für sich. Abgesehen davon, daß in der Zeit der zweiten Türken-Belagerung gerade die Basteien es waren, welche es möglich machten, durch zwei Monate hindurch dem Andrängen von 16,000 Türken zu widerstehen, gewährten sie dagegen in Zeiten des Friedens vor Allem der Elite der Wiener Welt den angenehmsten aller Spaziergänge. Man promirte rund um die innere Stadt in etwas besserer Luft, als in der Tiefe des eingezwängten, eng zusammengeschobenen Häusercomplexes, sah weit in die 32 Vorstädte hinaus, in den Prater, zum Kahlenberg hinüber, während sich unten die „blaue,“ in Wahrheit aber oft gar unpoetisch schmutzig-graue Donau vorbeischlängelte.

Bei windigem Wetter aber gingen die Klugen

innerhalb der Basteimauern gemüthlich auf und ab, denn da war man ziemlich geschützt gegen die heimtückischen Stöße, welche der von Alters her bis in die neueste Zeit wohlbekannte Wiener Wind den Promenirenden zu versetzen liebt. In solchen Momenten war es besonders die Passage an der inneren Mauerseite der Rothenthurmbastei, wo man standzte, um bei dem in den Kasematten hausirenden Vogelhändler die Papageien, Kakadus, Arras, Affen und anderes Gethier zu beobachten. Zum Rückweg schlug man den schmalen Gang durch die „Akaden“ des Müller'schen Gebäudes ein, wo unter den „Standeln“ die fliegende Buchhandlung mit ihren „Haimonskindern“, „daumlangen Hannsl“, den „nenesten Liedern“ vom damaligen „Brettl“ die Aufmerksamkeit manchen Freundes der „Volksliteratur“ erregte. Kaum hatte sich der Wind aber gelegt, so schob man sich an der Wache des Feuerüpfets in die Adlergasse, wo die dort aufgestellten Fiaker, liebenswürdig die Hüte ziehend und in den vielkräftigen, drapfarbigen Mänteln sich verschmitzt-ehrfürchtig neigend, mit ihrem unmachahmlich geäußigen: „Fahr'n ma 'rrr Gnad'n!“ grüßten.

Man ging zwischen dem kleinen Rothenthurmtor und der Spezereihandlung „zum rothen Apfel“

wieder auf die Bastei hinauf, wo man, gefesselt von dem hund und lebhaft bewegten Bilde über der Ferdinandsbrücke, stehen blieb und oft eine Stunde verbrachte, die ankommenden Obstschiffe auf den Wellen der Donau heranschweben zu sehen, drüben vor den Kaffehäusern der Leopoldstadt die Gäste, unter ihnen viele Orientalen in farbenbunter Tracht, in Augenschein zu nehmen, während das Heranrollen einer Hofequipage sogleich die Schritte nach dem „großen Rothenthurmthor“, d. h. seiner Höhe lenkte, weil man von da zur Stadtwaage hinabsiehen konnte, wie unter Trommelwirbel die stattlichen Grenadiere in's Gewehr traten.

Kurz, von diesen Punkten da oben gab es Stoff im Ueberfluß zum Gucken und Gaffen für die ewig neugierigen Müßiggänger, deren es zu allen Zeiten in Wien mehr gab als für die — Volkswirthschaft gut war und ist!

Ein Gegenstand mehrtägigen Hinabstarrens nach der Flußseite der Rothenthurmbastei war der „Eisstoß“. Die Entwicklung desselben, sein Losstauen, sein gewaltnames Vorwärtsdrängen, das Aufbäumen seiner Eisstücke wirkte stets mit unheimlicher, bang-erregender Macht auf die Gemüther der Hinabsehenden. Das furchtbar gewaltige Bild des haus-

hohe Eismassen aufthürmenden Eisganges vom Schreckensjahr 1830 prägte sich von diesem Standpunkte aus so tief in die Seele der damaligen Wiener, daß es ihnen wohl kaum bis in's späteste Alter aus dem Gedächtnisse schwinden konnte.

Tausende und Tausende von Menschen standen da oben, die Brust gepreßt von dem entsetzlichen Gemälde, das sich da unten, wild rauschend, entrollte, und wenn einer der riesigen Eisblöcke am Fuße der Basteimauer krachend zerschellte, wich oben Alles unwillkürlich einen Schritt zurück. Dies war vielleicht das erschütterndste Ereigniß, welches seit langen Jahren von der Höhe der Rothenthurmbastei in's Auge gefaßt worden sein möchte. Achtzehn Jahre später, anno 1848, erst folgte ein zweites, dem man vom selben Punkte aus wohl mit noch heftigerer Gemüthsregung und noch tiefer greifendem Entsehen entgegensehen möchte.

Doch steigen wir wieder von der Höhe herab. Möge uns der liebe Leser folgen, und zwar zu einem kleinen, heiteren Intermezzo der Vergangenheit. Es hat plötzlich zu tropfeln angefangen. Sputen wir uns, denn es scheint ein Gewitter im Anzug. Kaum sind wir die Basteirampe herabgekommen, regnet es bereits ernstlich. Flüchten wir

uns unter das kleine Rothenthurmthor. Bereits hat eine große, bunte Gesellschaft vom Wetter Ueberraschter hier Unterkunft gesucht und gefunden. Sehen wir uns ein bisschen die Leute näher an.

Da ist ein dralles Wäschermädel in kurzem, brettfest gestärktem Rocke und mit dem seidenen schwarzen Tuche um den Kopf. Ein feiner „Gschwuf“ steht ihr bereits zur Seite und beliebäugelt sie durch das in's Aug' gezwängte „Glasl“. Aber ein Corporal von den ungarischen Musketiren, das Symbol des Vormärz: den „Haslinger“ am Säbel, hat bereits, wie es dem kühnen Krieger geziemt, den Arm um die Taille der Schönen vom Lichtenthal geschlungen.

Ein monströs dicker Türke, nicht mit Turban, sondern mit einer kappenartigen, oben breiten, schwarzen Kopfbedeckung feilscht in komisch radgebrochenem Deutsch mit einem kleinen, frechen, höflichen Jungen um „Zündhölzl“, die dieser nach verschiedenen Sorten in einem Körbe ausgelegt trägt. Auf dem Körbe klebt ein Zettel mit der Aufschrift: „Fort mit Schaden!“ eine damals so sensationelle Nachäffung des ersten „Ausverkäufers“ in Wien, daß die Bäuerle'sche Theaterzeitung noch in derselben Woche ein getreues Conterfei des satirischen

Bündhölzelbuben brachte. Dort an die Wand gelehnt, steht der alte „Werkeleemann“, der seinen weißen Pintcher in der rothen Jacke und mit dem befederten Hütchen von früh bis Abend die Borderfüße auf eine Stellage des Leierkastens halten läßt. Der Leiermann hat Mitleid mit den Ohren der Wiener Menschheit, denn man hörte ihn niemals leiern, was durch häufige Gaben freiwillig dankbar anerkannt wurde. Das Gerücht, daß der „Hundewerkeleemann“ gar kein „Werke“ in seinem Kasten habe, verding bei den gutmüthigen Wienern nicht im Geringsten.

Eine hübsche junge Frau, an der Seite ihres Gemahls, eines Berliners, Beide erst kürzlich nach Wien gekommen, um sich die „Phäakenstadt“ mal anzusehen, legte eben mit einiger Auffälligkeit ein großes Sechskreuzerstück in den Hut des Leiermanns, als ihr ruhloser, neugierig flimmernder Blick auf etwas fiel, das in der dunklen Höhe der Thorwölbung hing, von dem sich es die hübsche Dame nach langer Beobachtung nicht zu erklären wußte, was es denn eigentlich sei? Von Tausenden, die durch dieses Thor jahraus, jahrein ließen, hatten vielleicht nicht zehn eine Idee davon, was da oben eigentlich baumelte und fragten auch nicht danach. Die hübsche

Berlinerin aber hatte keine Ruhe mehr, sie mußte wissen, was das für ein Gegenstand sei und was es für eine Bewandtniß mit ihm habe. Als sie nun mehrere Leute ihrer Umgebung danach fragte und nicht nur keine Auskunft erhielt, sondern bemerkte, daß man das Ding erst verwundert in Augenschein nahm, als wäre es eine nagelneue Erscheinung, brach sie in die spitzige Bemerkung aus, daß „in Berlin jedes Kind gewußt haben würde, was die offensbare Reliquie aus alter Zeit zu bedeuten habe!“

Leider war der Vorwurf nicht ungerecht, Alt-wien bekümmerte sich nur allzuwenig um die Wahrzeichen seiner Vergangenheit. Zum Glücke befand sich ein Mann in einiger Entfernung, der über die Ignoranz seiner Mitbürger schmunzelte und dann zur wissensdurstigen Berlinerin herantrat. Es war der seinerzeit bekannte Wiener Localchronist Realis.

„Das Stück Holz da oben,“ erklärte er in etwas hohlem Musealdiener-Tone, „soll eine Speckseite bedeuten, die, wie die Sage lautet, mit der versifizirten Kundmachung des Stadtmagistrats aufgehängt wurde, daß sie Eigenthum jenes Wiener Bürgers sein solle, der kein Sklave seiner Frau,

kein Pantoffelmann sei! Endlich nach langer Pause sei Einer im Bewußtsein seiner ehelichen Unabhängigkeit auf eine Leiter hinaufgestiegen, die Speckseite zu holen, habe sich aber sogleich wieder eines Bessern besonnen, weil er sich erinnerte seine Frau könne ihm, wenn er sich etwa seinen Rock mit dem Speck beschmiere, einen verdamten Tanz machen!“

Man lachte über die Geschichte, am herzlichsten die Berlinerin. Darauf sagte sie: „Es scheint also, daß in Wien die Pantoffelhelden zu Hause seien! Das ist Gottlob bei uns in Berlin nicht der Fall!“ Leider ließ die Dame im selben Momente ihren Shawl fallen, den der Gemahl aufzuheben keine Miene machte. „Soll ich mir ihn etwa selber aufheben?“ fuhr ihn die kleine Frau bissig an, worauf der Gatte so eilig der Pflichterinnerung folgte, daß sämmtliche im Rothenthurmthor Anwesenden über den Herrn aus Berlin lachten, „wo es keine Pantoffelhelden gibt!“

Der Barbier aus der Sprißelchen Officin in der Jägerzeile aber, der dabei war und bei seiner großen Kundschafft das Notizenblatt einer heutigen Zeitung vertrat, brachte noch am folgenden Mor-

gen die Geschichte dieser Scene in Umlauf und eine Woche lang unterhielt sich Altwien mit der Sage von der Speckseite und der Blamage des Berliners.

Die guten, genügsamen Altwiener!

Der Eisenbahnfeind.

Wer heute von Wien nach Baden mit der Eisenbahn fährt, der hat keine Ahnung davon, was das früher für eine Reise war

Ehe man in den Eilwagen, in die Landkutsche oder den Fiaker stieg, nahm man bei seinen Angehörigen, bei seinen Bekannten Abschied, denn da man je nach dem Fuhrwerke zwei bis fünf Stunden zu fahren und dabei unglaubliche Massen Straßenstaub zu verschlucken hatte, so war es wohl nicht der Mühe werth, sich diesen Strapazen zu unterziehen, wenn man sich nicht wenigstens einige Wochen in der beliebten, reizend gelegenen Schwefelstadt zu erholen gedachte. Dazu war der Briefverkehr noch sehr beschränkt, es dauerte oft zwei bis drei Tage, ehe man vom Hause Nachrichten erlangen konnte, und wenn man endlich in der vom Staube über und über weiß überzogenen

Kutsché in Baden anlangte und dieselbe quiet-
schend über den Hauptplatz gerollt kam, blieben
die Vorübergehenden neugierig stehen, eilten die
Bewohner forschend an die Fenster, denn „es waren
ja wieder Reisende angekommen!“

Darum also ein Umarmen, ein Händedrücken,
ein Schnupftücherwinken, wenn man in Wien in
den Wagen stieg, um nach Baden zu — „reisen!“
„Bring' mir was mit! Vergiß nicht darauf!“ hörte
man gewöhnlich noch nachrufen, wenn die Wagen-
thüre zugeschlagen und mit der Peitsche geknallt
wurde.

Man mußte nämlich, wenn man kein Erz-
schmußian sein wollte, bei der glücklichen Rückunft
von Baden, wenigstens eine von den Badener
Specialitäten: entweder einige „Badener Fingerl“
— Fingerreifen von Horn mit Goldplättchen, auf
denen „Baden“ gravirt war — oder einen der „be-
rühmten“ Badener Kipfel, wahre Riesen-Exemplare,
mit „Weinberln“ gefüllt, mitbringen.

Wie freuten sich die Glücklichen in Wien, denen
solche herrliche Gaben zugeschickt waren, wie kram-
ten sie in dem schweren, eisenbeschlagenen Koffer
des Heimgekehrten danach, wie rissen sie hastig die

Papiere auseinander, in welche diese Raritäten mehr- und vielfach sorgsam eingewickelt waren!

O, Du mein liebes, vornehmes Neuwien, diese naiven, bescheidenen Freuden sind für für Dich immer verloren!

Zur selbigen Zeit, etwa in den zwanziger Jahren, gab es noch allerlei andere Dinge, von denen der heutige Wiener sich kaum denken kann, daß sie jemals in dem alten Wien, der „Haupt- und Residenzstadt des Kaiserthums“ möglich gewesen sein sollten.

Da ah es z. B. besonders in Sachen des Lichtes nicht zum Besten aus. Vom geistigen Lichte spreche ich hier nicht, man weiß ja, wie die große Nachtwächterin, die Censur, dafür sorgte, daß kein Unglück geschicht!

Ich meine im wahren Wortsinne die Wiener Beleuchtungsmittel jener Zeit. Da mußte die Köchin mit Stahl und Eisen Feuer schlagen, um einen „Zünder“ oder einen „Schwefelfaden“ anzubrennen, wenn sie Feuer machen wollte. Da sahen die Flämmchen in den kleinen Straßenlaternen wie Johanniskäferchen aus, die notabene eben im Begriffe sind, sich in ein Gebüsch zu versieren! Da hingen, damit man nicht darauf stieß, die ganze

Nacht leuchtende Stallslaternen an den riesig hoch aufgepackten Lastwagen, die vor den Einkehrwirthshäusern auf der Straße blieben, weil sie durch die mächtigen Einfahrten dennoch nicht aus- und ein- konnten. Da ließ man sich besonders aus den entfernter gelegenen Theatern von der Magd abholen, damit sie auf dem Heimwege zur „besseren Beleuchtung“ mit einer Handlaterne, welche auch eine schlechte und rechte Kellerlaterne sein durfte, vor ausgehe. Da brannten nur in bevorzugten Wohnungen Wachskerzen oder Argandsche (Del-)Lampen, die ehrliche, aber schmierige, triefende, übelriechende, stets der Putzscheere bedürftige Unschlittkerze, im Allgemeinen die „gezogene“, nur in sogenannten „besseren“ Häusern die vornehmere „gegossene“ sie übte noch die traurig leuchtende Herrschaft aus! . . .

Ein kleines, höchst unvollkommenes Bild davon, wie weit man damit noch in Wien „zurück“ war.

Aber leise, ganz leise, ich möchte fast sagen, furchtsam näherte sich bereits da und dort der Fortschritt.

Nur Wenige beachteten seine Spuren; die sie aber scharfsichtig genug recht wol bemerkten, sie

waren nicht auf's Angenehmste berührt, weil sie instinctiv ihre Existenz, wenn auch vielleicht in ferner Zeit erst bedroht fühlten.

Einer von diesen Leuten war der reichgewordene Fuhrmann oder Landbote, der seine Lastwagen seit langen Jahren zwischen Wien und der Provinz verkehren ließ. Jetzt hatte er sich freilich persönlich von der directen Mitwirkung von seinem Geschäft zurückgezogen, aber kurz vorher fuhr er selbst noch mit seinem sechsspännigen haushohen Lastwagen „hinaus und herein“, nebenher im blauen Kittel und in schweren hohen Stiefeln einhergehend, wuchtig die Peitsche schwingend und seine kolossalen Pinzgauer Pferde mit den stereotypen Worten animirend: „Na, Buam! Ziegt's an!“

Seiner Frau zu Liebe, einer feschen Urwienerin, hatte er nun diesen lieb gewordenen Reisen entsagt. Er wohnte in Wien, hatte eine elegante Wohnung, trug sich städtisch, genoß die Freuden des damaligen Wiener Lebens, war ein fleißiger Besucher des Leopoldstädter Theaters, machte täglich seinen „Tapper“ beim „Hugelmann“ in der Praterstraße und soupirte mit seiner lustigen Gattin dreimal in der Woche beim „Sperl“.

Indeß führten seine Wagen, von treuen Knechten

geleitet an seinerstatt die Straßen, welche früher ihr Herr selber so genau kennen lernte.

Nun fing er an, sich auch um andere Dinge zu bekümmern, als um Pferdebeschlag, Wagenschmieren und was sonst noch zum Fuhrmannswesen gehört. Er fing an, Zeitungen zu lesen, er horchte überall hin, wo es etwas Neues gab. Neben alles Neue aber ereiferte er sich. Hatte ihn schon die Erfindung der Wöllykerze in Aufregung gebracht, weil er voraussah, „eines der einträglichsten alten Geschäfte, die Seifensiederei, gehe nun ihrem Ende entgegen“, und war ihm das von Stephan Romer erfundene „Frictions-Bündhölzchen mit seinem Krachen und seinem Phosphoresciren im Dunkeln“ eine unheimliche, dämonische Erscheinung, so beunruhigte ihn vollends und mächtig der Apparat, welcher im Hofraume eines der letzten Häuser der Jägerzeile ausgestellt war und in einfacher Weise bewies, wie kinderleicht die schwersten Lasten auf einem Wagen fortbewegt werden können, dessen Räder in Schienen laufen! . . . Als S. den schwer beladenen Modellwagen mit seiner Hand nur leise schob und sah, wie er sich sogleich bewegte, fuhr der überraschte Fuhrmann schier entsetzt zurück.

„Das ist die Eisenbahn!“ rief es in ihm, und

als ob ihn der Teufel gefaßt hätte, entfernte er sich so rasch als möglich aus dem bezeichneten Hofraume.

Von da an war S. tieffinnig geworden. Man sah ihn oft stundenlang schweigsam in einer Ecke des Hugelmann'schen Caféhauses sitzen, ohne den freundlichen Einladungen zu einem Tapper Gehör zu schenken.

Da verbreitete sich eines Tages die Nachricht, Heinrich Sichrowsky bewerbe sich um die Concession zu einer Eisenbahn von Wien nach Brünn! S. fühlte sich von dieser Neuigkeit wie elektrisch berührt. Er bekam seine frühere Energie wieder. Der Gedanke, dem projectirten Werke hindernd in den Weg zu treten, beherrschte ihn unüberstehlich. Er interessirte Mütbetheiligte für seine Ansicht, er setzte sich mit angesehenen Persönlichkeiten von maßgebendem Einflusse in Beziehung, er fand unter ihnen zu seiner Freude so Manchen, der aus Antipathie gegen alles Neue auf die eisenbahngegnerischen Gedanken unseres S. einging, aber es half Alles nichts. Kaiser Franz hatte die Concessions-Bewerbung, hinter welcher Rothschild's klingende Großmacht stand, günstig aufgenommen, die Nordbahn ward concessionirt und S. verkaufte Ross und Wagen,

zog sich grossend zurück und zeichnete sich fortan dadurch aus, daß er überall sogleich den Ort verließ, wo von der — Eisenbahn gesprochen wurde!

Endlich war die Bahnstrecke Wien-Brünn fertig. Die feierliche Eröffnungsfahrt fand statt. Ein nicht unbedeutender Unfall, der sich dabei ereignete — es kamen mehrere ernsthafte Verwundungen vor — erschien den Eisenbahnfeinden als ein sehr bedenkliches Omen. S. lebte für kurze Zeit wieder auf, er hoffte nämlich, die Bahn werde als im hohen Grade lebensgefährlich verboten werden. Aber der gute S. täuschte sich, die Nordbahn ward immer weiter ausgebaut, nun kam noch die Südbahn dazu. Von Wien bis Gloggnitz ward sie bereits von den fahrseligen Wienern, besonders an Sonntagen mit einer wahren Raserei benützt.

S. schüttelte den Kopf, aber sein Fuß hatte noch keinen Wagggon bestiegen, nicht einmal in die Nähe eines Bahnhofes einen Schritt gemacht.

Nun wollte es der böse Zufall, daß seine inzwischen herangewachsene Tochter die Bekanntschaft eines intelligenten, hübschen, jungen Mannes machte, der nach Wien gekommen war, um als — Eisenbahn-Techniker eine Anstellung zu finden!

Nach langem, halsstarrigen Widersprüche willigte S. endlich in die Verbindung des Paars ein, aber, wie man sich denken kann, unter der Bedingung, daß der Herr Schwiegersohn des ehemaligen Landboten allen Ideen, welche nur entfernt zur Eisenbahn in Beziehung stehen könnten, entfagte! Da S. seiner Tochter eine für jene Tage sehr bedeutende Mitgift gab, so war diese Bedingung, wie man sich denken kann, nicht unschwer zu erfüllen.

Da die Hochzeit des jungen Paars in den Sommer fiel, so hatte die Brautmutter die hübsche Idee, daß das Hochzeitstahl in Baden abgehalten werde, in Baden, wohin, ach leider, jetzt kein einziger vernünftiger Mensch anders reiste, als auf der — Eisenbahn.

Die Familie war des Papas wegen in einiger Verlegenheit.

S. wußte jedoch, still lächelnd, für sich einen Ausweg:

Während die ganze Hochzeitsgesellschaft von der brausenden Locomotive nach Baden gebracht wurde, kam S. wirklich und wahrhaftig nur eine Stunde später in einem — Wiener Fiaker an, der, wie er bestaubt und mit dampfenden Pferden durch die

Straßen fuhr, zweideutig beguckt und mitleidig bedauert wurde.

In den unruhigen Maitagen des Jahres 1848 aber geschah es, daß S. es in einem der vielen bedrohlichen Momente jener Tage vorzog, mit seiner Familie nach demselben Baden zu fliehen, als in dem ewig knatternden, trommelnden und laut harranguirenden Wien zu bleiben. Im Drange der eingetretenen Eile blieb S. nichts übrig, als mit seiner Familie in einen — Waggon der Südbahn zu steigen!

Welche Gefühle S. damals haben mochte, das mag sich der liebe Leser selber ausmalen.

Ein Opfer der Musik.

Es sind nun etwa fünfundzwanzig Jahre her, als mein nunmehr verstorbener Freund P. mir strahlenden Gesichtes die Mittheilung machte, er habe sich in der Umgebung Wiens ein kleines Häuschen gekauft. „Hundert und fünfzig Schritte von den letzten Häusern der Ortschaft entfernt“, betonte er, dicht am Saume des Waldes, weit, weit herum kein — Clavier zu hören! — Das war es eigentlich: *Kein Clavier! . . .*

Obgleich Jeder begreifen wird, daß man von Zeit zu Zeit gar nicht unangenehm berührt sein könne, wenn man — nicht Clavierspielen hört, so war dies bei meinem Freunde doch noch ein Bisschen anders.

Ich erlaube mir daher, darauf näher einzugehen.

P. war der Sohn eines bekannten, vermöglichen

Wiener Bürgers und der Einzige vvn seinen fünf Geschwistern, welcher durchaus nicht musikalisch angelegt war, während seine drei Brüder in jener Zeit viel gesuchte Dilettanten auf der Violine, Flöte und dem Piano waren, indeß seine Schwestern sich der Oper widmeten.

Dieses beständige Musiciren in seinem Vaterhause bestimmte P., so ungern er es sonst that — denn er hing mit Innigkeit an seiner Familie — sich eine eigene Wohnung zu miethen. Hier begannen für P., der immer empfindlicher ward, Qualen ohne Ende. Aus einer Wohnung ward er durch einen nachbarlichen Geiger, aus der andern durch einen Pianisten ober ihm vertrieben, und so ging es fort von einer Wohnung in die andere. Wo kann ein Musikmüder, ein vor lauter Gecklimer, Geblase, Gefräze und „Geplärr“ nervös gewordener Mensch in dem großen Wien — Ruhe finden?

Mein armer Freund litt Jahre hindurch die entsetzlichsten Qualen. Er resignirte endlich und und hielt in einem Monatzimmer ein Jahr lang aus, in dessen unmittelbarer Nähe ein Trompeter seine allabendlichen Uebungen blies.

„Ich begreife nur nicht,“ sagte eines Tages P.

zu mir, „daß der Mann nicht die Lungenfucht kriegt! Aber er kriegt sie gewiß, davon bin ich überzeugt! . . .“

Wirklich traf diese Prophezeiung ein. Der Trompeter erkrankte und starb an der Tuberkulose. Von da an fand sich ein halbes Jahr lang kein Miether für das verlassene Nachbarzimmer. P. athmete behaglich auf. Dankbar für diese Erleichterung pflanzte er anf das Grab des Trompeters, mit dem er nie ein Wort gewechselt hatte, ein kleines Gärtchen, für dessen Erhaltung er getreulich sorgte. Da kam das Jahr 1848 heran. Im Jänner desselben bezog das leerstehende Nachbarzimmer ein junger Mann, der von Prag nach Wien gekommen war, um sich zum — Virtuosen auf dem Piano auszubilden. Von 7 Uhr früh bis 11 Uhr Abends — nur mit Unterbrechung der Fütterungszeit — arbeitete dieses junge Ungeheuer an nichts als an Fingerübungen, Scalen und Etuden. P. war nahe daran, ein Nervenfieber zu bekommen. Da brach die Revolution aus. Alle Gemüther waren erregt, bei den Einen vor freudigem Idealismus, bei den Anderen vor ängstlicher Besorgniß. Es fand ein gänzlicher Umschwung im Denken, im ganzen Wesen der Bevölkerung statt, man brach

mit den alten Gewohnheiten, ein ganz neues, ein ganz anderes Leben kam in Gang.

Nach Verlauf der ersten Revolutions-Wochen kam P. vor Allem zur Ueberzeugung, daß sein fürchterlicher Nachbar einsehen werde, für das Virtuosenthum auf dem Piano sei nun gar keine günstige Zeit, eher noch für jenes auf der — Rednerbühne!

Aber der junge Pianist nahm von der Revolution nicht die geringste Notiz.

Es wurde Alarm geschlagen, der Künstler spielte Studien; es wurde geschossen, der unerschütterliche Pianist setzte seine Fingerübungen fort; es wurden die Pflastersteine aufgerissen, der Herr Musicus wickelte seine Scalen unerschütterlich auf und ab!

P. war darüber in Wuth versetzt. Er schnaubte Rache. Die Gelegenheit hiezu kam sehr bald. Eine Barricade wurde gebaut in der schmalen Gasse, welche P. und seinen gehaßten Nachbar beherbergte. Man trug schwere Möbelstücke aus den Wohnungen auf die Barricade herab. Diese schien noch nicht fest genug.

„Da oben ist ein Clavier!“ rief hier P. plötzlich und wies nach dem Fenster, aus welchem des Pianisten Studien herausklangen.

Man machte kurzen Prozeß bei solchen Anlässen in jenen Tagen und so sah denn der schreckensstarre Musiker bald sein Piano auf der Straße als einen nützlichen Beitrag, diese in der ganzen Breite zu sperren!

P. war hartherzig genug, zu — frohlocken.

Aber er sollte für diese böse That bitter bestraft werden.

Ein Jahr darauf lernte P. ein Fräulein kennen, das sein Herz eroberte.

Hätte der arme Kerl nur ahnen können, daß dieses Fräulein eine passionirte — Clavierspielerin sei!

Aber seine krankhafte Aversion gegen Musik war in weiten Kreisen bekannt, er selber aber eine „annehbare Partie“. Das heimtückische Fräulein schwieg vor ihm mäuschenstille über ihre häuslichen Tasten-Rasereien, und als er das erste Mal das Elternhaus seiner Angebeteten besuchte, hatte der kluge Papa das unselige Piano schon einige Tage vorher aus der Wohnung fortbringen lassen.

O, ihr Männer, nehmt Euch vor allen Menschen in Acht, welche — heiratsfähige Töchter besitzen!

So wurden P. und das Fräulein ein Paar.

Nach und nach kam bei der jungen Frau ihre Passion für das Tasten geklapper an den Tag.

Unter dem Vorwand einer Erbschaft von einer Tante kam ein Piano in P.'s Wohnung. Wenn auch darauf nicht gespielt wird, gereicht es ja einem Salon immer zur Zierde. Bald begann die Frau P. leise auf dem Instrumente herumzuklimpern.

„O, wie schön wäre es, wenn ich darauf spielen könnte!“ seufzte die falsche Käze von einer jungen Frau.

„Gott sei Dank, daß Du's nicht kannst!“ jubelte P. in seinem Innern, warf aber dabei dem Piano einen wütenden Blick zu.

Eines Tages, als P. nach Hause kam, slog ihm seine hinterlistige Gattin entgegen, indem sie rief:

„In den Stunden Deiner Abwesenheit habe ich so lange auf dem Tastenkasten herumgesucht, daß ich jetzt den ganzen Radekymarsch spielen kann! Männchen, höre nur ein bisschen zu!“

P. war durch diese Mittheilung in hohem Grade verstimmt, aber er hoffte, seine Frau werde sich vor ihm mit dem Radekymarsch gründlich blamiren.

Er täuschte sich jedoch hierin natürlich vollkommen, denn die kleine Frau behandelte das Instrument mit einer seltenen Fertigkeit.

Wie Schuppen fiel es P. von den Augen.

„Du bist eine ausgebildete Pianistin!“ rief P. aus. „Du hast mich betrogen!“

„Verzeihung!“ schluchzte die hübsche Betrügerin.

„Nur, wenn Du nie in meinem Hause eine Taste anrührst!“

„Das kann ich nicht versprechen! Ohne mein Clavier kann ich nicht existiren!“

„Entweder Du scheidest vom Piano, oder von — mir!“

„Du bist ein Narr!“

„Heute noch muß das verdammte Piano hinaus!“

„Das möchte ich sehen!“

Noch am Nachmittage wurde das unglückselige Instrument zu P.'s Schwiegereltern gebracht.

Aber auch P.'s Gattin verließ ihren Gemal am selben Tage. Das Piano war ihr lieber, als ihr Mann.

Die Beiden blieben für ihr ganzes Leben getrennt.

Von da an hatte P. einen kannibalischen Haß auf Alles geworfen, was einem Musikinstrument nur gleich sah. Er mußte sich mit aller Gewalt zurückhalten, wenn er beim Anblide eines Pianos nicht wütend mit beiden Fäusten darauf schlagen sollte.

Musik aber, die an sein Ohr drang, versetzte ihn in völlige Verzweiflung, die nach und nach sogar durch nervöse Zuckungen in seinem Gesichte sich ausdrückte.

Nun glaubte er, durch sein Landhäuschen vor allen verhafteten Tönen bewahrt zu sein.

Leider genoß er dieses Glück nur ein Jahr. Im nächsten hatte ein bekannter Geigenheros zwanzig Schritte von P.'s stillem Heim eine Villa aufführen lassen, von welcher aus schon in den nächsten Ferien die rührendsten Geigenidyllen hervortönten, die aber dem armen, dicht benachbarten P. als wahre Teufelssonaten in die Seele führten.

Nun kam P. auf einen originellen Gedanken.

Für die Zeit, in welcher sein Landnachbar der Sommerfrische genoß, beschloß er, eine Sommerwohnung in der — Stadt zu mieten! Das war nicht so dumm. Die feine Welt ist in den Villeggiaturen und auf Reisen, darum wird es da stiller und stiller in der Stadt und die bösen Musikgeister begieben sich meist zum süßen Schlafe.

Glücklich fand P. in der Bäckerstraße zwei meublierte Zimmer, welche ihre Eigenthümer während ihres Sommer-Aufenthaltes vermieteten.

P. bezog dieselben und genoß hier durch acht Tage der wohlthätigsten Ruhe.

Aber ach! P.'s böser Dämon war nicht beschwichtigt, er lauerte nur im Stillen.

Als er eines Abends nach Hause kam, begrüßte ihn in seinem Zimmer ein schmetterndes, — ganzes Orchester ! !

Zur Aufklärung wollen wir kurz erzählen, daß einer der von P. unbenützten Schränke, ohne daß P. eine Ahnung davon hatte, ein Orgelwerk enthielt, daß das kleine, neugierige Hausmeistermädchen, welches P. bediente, in dessen Abwesenheit so lange an einer äußerer Feder des Kastens herumdrückte, bis alle bösen Geister im Innern des Kastens losgelassen waren, und, da wahrscheinlich dabei etwas am Mechanismus verdorben ward, ohne Unterbrechung die Ouverture zu „Wilhelm Tell“ vom Abend bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abend herab- und herausleierten!

Man kann sich denken, daß der arme P. den zweiten Tag seines neuesten Unglücks nicht abwartete. Er packte seine sieben Sachen und floh damals nach Steiermark, tief, ganz tief in's Gebirge. Dort befand er sich, wie er schrieb, einige Zeit wohl, bis ihn in der dortigen Einsamkeit der Tod ereilte.

Dies ist die Geschichte des Mannes, dem die Musica keine Freundin war, sondern den sie fort und fort verfolgte. Es ist nun die Frage, ob die Zeiten so vorgeschritten seien, daß man sich heute vor dieser „Himmelstochter“ retten könne, wenn man eben zu ihren „Schmeicheleien“ nicht aufgelegt sein sollte?

Hofschauspieler im k. k. Schloßtheater.

Meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Künstler Ludwig Löwe nahmen in den letzten Jahren vor dessen, mich wahrhaft schmerzlich berührenden Tode einen noch intimeren Charakter an, so daß ich verabredetermaßen fast an jedem Sonntage bei ihm in seiner, künstlerisch so interessant ausgestatteten Wohnung zum Besuche erschien, um mit ihm eine Stunde zu verplaudern.

Wenn Ludwig Löwe von seinen eigenen künstlerischen Erlebnissen, Strebungen, Erfahrungen, Täuschungen, Satisfactionen und Siegen erzählte, so lebte man dies in seiner plastisch-warmen Darstellung Alles mit durch.

Bei den meisten Schauspielern eigenen Eitelkeit lebten freundliche Aufmerksamkeiten, die Löwe erwiesen wurden, stets frisch und dankbar in seiner Erinnerung.

Man muß nicht vergessen, daß Ludwig Löwe, der in die Künstlerlaufbahn noch zu einer Zeit eintrat, welche den Schauspieler die sociale Gleichstellung erst Schritt für Schritt zu erobern zwang, um so vollinhaltlicher von dem Eindrucke berührt werden müßte, wenn die Gesellschaft der hohen und höchsten Kreise selbst die Schranken zwischen sich und dem „Comödianten“ hob.

In dieser Richtung scheint die Art und das wahrhaft liebenswürdige Benehmen des durch seine eigene, umfassende Bildung gewissermaßen selbst auf künstlerischem Standpunkt fußenden Grafen Moriz von Dietrichstein*) einen unauslöschlichen Eindruck auf Ludwig Löwe gemacht zu haben.

Wiederholt kam er, und zwar stets mit sichtlichem Behagen und dem warmen Ausdrucke dankbarer Erinnerung, auf diesen Cavalier zu sprechen, den er den echten „Cavalier ohne Tadel“ nannte.

*) 1803 ein Schüler Abbé Stadler's, damals Pfarrers in Altlerchenfeld, componirte Dietrichstein nicht ohne Glück, und kamen noch in seinem 90. Lebensjahre Kirchenlieder von ihm in der Kirche zu Hiezing zur Aufführung. Ihm hatten auch die besten Musiker ihrer Zeit viele Begünstigungen zu verdanken, so die Meister Böhm, Jansa, Merk, Sechter, Aßmeier ihren Eintritt in die Hofcapelle.

Ich habe diesen Mittheilungen viele Züge zur Charakteristik des ehemaligen Musikgrafen und Burgtheater-Directors zu verdanken, die ich vielleicht im Interesse der Geschichte der Alt-Wiener Kunstzustände bekanntzugeben noch Gelegenheit finde.

Für heute scheint mir ein von den Wiener Journals mit allerlei Varianten erzähltes Erlebniß der Hoffchauspieler geeignet, ein paar Gegenstücke aus vergangenen Tagen zu bringen, wie sie mir eben Ludwig Löwe, der damals gerade eine, seine Empfindlichkeit reizende, kleine Rücksichtslosigkeit erlebt hatte, in seiner Weise erzählt hatte.

„Es war einmal Vorstellung,“ begann Löwe, „im Schloßtheater zu Laxenburg. Wir Hoffchauspieler stiegen in die Wagen, die uns hinauszuführen bestimmt waren. Es war etwas zweifelhaftes Wetter, aber da wir ja wußten, wir würden bis ans Schloß vorfahren, fiel es Niemandem von uns ein, einen Regenschirm oder irgend ein schützendes Überkleid mitzunehmen. Noch waren wir nicht über die Hälfte der Laxenburger Allee, als es plötzlich zu regnen anfing, immer dichter, immer heftiger, bis es constant in Strömen goß. Hm! den Sprung vom Wagen bis zum Eingange ins Schloß können wir schon riskiren! Aber im Parke angelangt,

sahen wir zu unserm Bedenken die Wagen, ich weiß nicht mehr wegen welchen Hindernisses, in einer wenn auch kleinen aber immer genug großen Entfernung vom Portale des Schlosses halten, um die Aussteigenden schonungslos dem Wettergeklatsch auszusetzen.

Wie man sich denken kann, waren es unsere Damen, welche die sauersten Gesichter machten, die ich jemals gesehen. Da kam eilig vom Portal her ein Mann mit einem aufgespannten „zweispännigen“ Schirme an uns heran, und führte nach und nach schützend die Aussteigenden sämtlich von den Wagen ins Schloß. Erst als wir Alle wohlbehalten beisammen waren, und unser schützender Engel den triefenden Schirm beiseite gestellt hatte, erkannten wir den freundlichen Helfer in der Noth. „Wer glauben Sie, war's? Niemand Anderer als der — Graf Dietrichstein selber . . .“ „Diese ganze Geschichte ist eine Bagatelle, oder meinetwegen, wenn Sie wollen, eine Lappalie, aber sie zeigt doch, daß der Graf „zu leben“ wußte! . . .“

„Es war ein anderesmal nach einer musikalischen Soirée beim Kaiser Ferdinand. Mehrere von uns Höfchenspielern hatten bei derselben mitgewirkt und die Kaiserin Anna war selbst in huldvollster

Weise zu jedem von uns herangetreten, um uns in den liebenswürdigsten verbindlichsten Ausdrücken ihre und des Kaisers Zufriedenheit kundzugeben. Um folgenden Tage erfreute aber Graf Dietrichstein der Reihe nach Jeden von uns sozusagen mit einem Etiquettebesuch, wobei er sich in seiner geistvollen und verständnißreichen Weise über die gestrigen Leistungen aussprach. Beim Fortgehen legte er harmlos lächelnd eine kleine, niedlich adjustirte Schachtel auf den Tisch. Die Aufschrift derselben ließ die Sache als einen Scherz des Grafen erscheinen, denn sie lautete „Kandelzucker“. Als man jedoch, nachdem uns der Graf verlassen, die Dose öffnete, so hatte sich der „Kandelzucker“ in — 25 bis 30 Ducaten verwandelt! Auch im Grunde an sich nichts von Bedeutung, aber die Art, wie's in Scene gesetzt ward, freute Einen doch!"

„So benahm sich der Graf in allen Dingen. Da fällt mir ein kleines Theater-Ereigniß ein, welches vielleicht noch mehr für die Noblesse zeugt, welche meinen viel zu früh verblichenen Freund kennzeichnet. Es war bei einer Vorstellung des „Erbvertrag“. Anschütz, welcher den Daniel darstellte, der bei dem vorgeschriebenen Sturze vom Felsen durch eine Versenkung hinab mußte, erlitt

bei dieser Gelegenheit in Folge Mangelhaftigkeit der bezüglichen Maschinerie eine so heftige Erschütterung, daß er einige Zeit betäubt war und mehrere Tage unwohl das Bett hüten mußte. Die weitere Folge des Vorfalls jedoch war, daß Anschütz den nächsten Vorstellungen des „Erbvertrags“ eben jener unglücklichen Scenerie wegen mit Unruhe und Beßorgniß entgegensaß. Dem Grafen Dietrichstein ging die Sache sehr zu Herzen. Nicht nur hatte er den wegen seiner Grobheit berüchtigten Maschinenmeister Maier — es war derselbe, der dem Kaiser in Folge eines gerügten Maschinenfehlers antwortete: „Das verstehen Eure Majestät nit!“ — wegen seiner Nachlässigkeit so derb niedergedonnert, daß ihm alle Grobheit erstarre, sondern er rief vor der nächsten Repräsentation des „Erbvertrags“ den zaghaften Meister Anschütz aus der Garderobe auf die Bühne hinaus, woselbst sich der Graf auf die gefährliche Versenkung stellte und auf derselben hinab und wieder hinauf ließ, um dann dem beruhigten Künstler freundlich zuzurufen: „Nicht wahr, lieber Anschütz, jetzt geht die Sache ganz vortrefflich!“

„Nun muß ich Ihnen aber noch ein mich selbst betreffendes Erlebniß erzählen. Zu einer Familien-

feierlichkeit des Allerhöchsten Hofes wurde eine Aufführung der „Iphigenie“ im Schloßtheater zu Laxenburg bestimmt. Ich sollte den Drest spielen. Da mir die Rolle ganz neu war, so mußte ich mir erlauben, um sie gehörig studiren zu können, für mich eine Erleichterung im Repertoire des Hofburgtheaters zu erbitten. Bereitwillig ging der Graf sogleich darauf ein. „Damit Sie recht ungestört sich mit Ihrer Rolle vertraut machen,“ rief er mir lebhaft zu, „ist es am Besten, Sie ziehen aufs Land!“

„Wenn Sie erlauben, Herr Graf, so werde ich nach Döbling . . .“

„Warum nicht gar! Da ist's weder hübsch genug für einen Künstler, noch fänden Sie dort die erwünschte Ungestörtheit. Wissen Sie was, lieber Löwe? Ziehen Sie in's Schloß nach Laxenburg, da werden Sie ja ohnehin zu thun haben, und dann können Sie gleich den ganzen Sommer dort bleiben.“

„Am andern Tage holte mich der Laxenburger Schloß-Inspector mit der Hof-Equipage ab und ich studirte nicht nur jene Rolle im kaiserlichen Schlosse, sondern ich brachte daselbst, wie es der Graf bestimmt hatte, den ganzen Sommer in so

angenehmer Weise zu, daß sie zu meinen liebsten Erinnerungen zählt.“

„Kein Wunder also,“ schloß Löwe diese fragmentarischen Mittheilungen einer plauderselichen Stunde, „daß ich herzlich gerne der guten alten Zeiten gedenke, wo so Vieles — anders war als heute! . . .“

Beim „Calafatti“.

So viel Lust, als im alten Wurstelprater steckte in seinen kleinen, primitiven Schänken, seinen prunklosen Gärtnchen, seinen Ringelspielen mit den plumpen, hölzernen Pferden und abenteuerlich geschnitzten Wagen, seinem schmalen, hochaufragenden Wursteltheater aus kalkgeweifsten, ungehobelten Brettern, kurz in Allem und Jedem, so viel Geheimnißvolles und Gruseliges war einzig und allein in jener beschränkten Abtheilung zusammengetragen, in welcher der Zauberer Calafatti seine Wunder barg. Sonderbare Automaten, märchenhafte Figuren standen oder saßen entweder starr vor der hölzernen Bude, oder bewegten sich mit unheimlichem Geräusch, und selbst der Bajazzo, der auf einer angelehnten Leiter stand und von da in derb-komischer Weise das hochverehrte Publikum herbeirief, machte, obwohl ein Kerchenfels der von Fleisch und Blut, durch sein

grell bemaltes Gesicht und seine eckigen Bewegungen den Eindruck einer durch Räderwerk bewegten, merkwürdiger Weise sprechenden Puppe in Lebensgröße. Alles, was man vor der Bude Calafatti's sah, war merkwürdig und rätselhaft. Sonderbare Maschinen waren aufgestellt, von denen kein Mensch wußte, wozu sie dienen könnten, Bilder mit magischen Zeichen erregten die Aufmerksamkeit, ausgestopfte seltene Thiere stierten Einem mit gläsernen Augen unheimlich entgegen. Nun erst im Innern der Bude! Vor Allem herrschte hier selbst am sonnenhellsten Tage unüberwindliches Zwielicht an das man sich erst allmälig gewöhnen mußte, um von dem etwas zu sehen, was sich hier in phantastischen Gestalten und Gruppierungen dem Auge darbot.

Hier war es, wo Calafatti, ein schwarzhaariger Mann, in gebrochenem Italienisch-Deutsch auf Wunsch die Zukunft vorhersagte, hier war es, wo er erstaunliche Taschen-Spielereien producire und wo er endlich Geister citirte. Bei letzterem Experiment wurde es in der Bude stockfinster, das Publicum, Frauen und Männer, hielt den Athem an sich, stille ward es wie in einer Gruft, nur manchmal wurden unterdrückte Schreie laut, über

deren Ursache man zweifelhaft war. Leises Seufzen ging nach und nach durch den Raum, unter plötzlichen Blitzen, begleitet von sonderbarem Knattern, wurde der unheimliche Zustand des Publicums auf die Spitze getrieben. So Manche der Zuschauer, welche genug Mut dazu hatten, suchten die Thüre zu gewinnen und entsprangen mit einem frohen Aufathmen in's Freie, in's Grüne, wo es lustig fiedelte, werkelte, klingelte, sang, jodelte, tanzte, schaukelte und jubelte. Es war den guten Leuten, die sich also vor den Calafattischen Gespenstern gerettet hatten, als wären sie aus den kalten Armen des Todes entkommen und dem lieben, frischen Wiener Leben wieder an's heiße Herz gesunken!

Man wird heute darüber lächeln, aber wenn man bedenkt, daß wir hier ein Bild aus einer Zeit vorführen, in welcher Wielerlei zusammenwirkte, um den Übergläuben in weiten Kreisen sich breit machen zu lassen, vor Allem aber den Glauben an das Einwirken übernatürlicher Mächte ins Menschenleben, so wird man sich vielleicht daran erinnern, daß heutzutage der — Spiritismus die Rolle der Calafatti's übernehmen zu wollen scheint, und überhaupt zu unserer Beschämung allerlei längst für abgethan gehaltene Erscheinungen an Heine's

Worte mahnen: „Nicht Alles ist todt, was begraben ist!“

Doch wir kehren zu Calafatti zurück und wollen nun eine heitere Episode aus seinem Leben erzählen.

Während Leute aus dem Volke ihm, dem Manne, der mehr als „Birnen braten“ konnte, scheu aus dem Wege gingen, war Calafatti in einigen Bürgerkreisen gerne gesehen, weil sein Gespräch unterhaltsend und er stets bereit war, einige seiner Zauberkünste, darunter manche ergötzliche, zum Besten zu geben. Am häufigsten ließ er sich bei Adolph Bäuerle, dem Redacteur der Wiener Theaterzeitung sehen. Das war ein gar lustiges Haus, Scherz und Heiterkeit trieben sich in den guten Tagen dort herum, daß jedem Gäste gar wohl dabei zu Muthe war. Nur eine Person bei Bäuerle war wie gelähmt, wenn Calafatti zu Tische kam. Das war Bäuerle's Bedienter, ein seelenguter Kerl, seinem Herrn treu ergeben, aber von exemplarischer Dummheit. Es gewährte stets Heiterkeit, welche Kniffe Johann in Scene setzte, um Calafatti, dem er doch als Guest zu Dienste sein mußte, nicht allzusehr in die Nähe zu kommen. Seine Furcht vor dem Hexenmeister war unüberwindlich.

Seit aber Calafatti vom Fenster der Bäuerle'schen Wohnung auf dem Hohenmarkt, wo sich in der Nähe das alte Criminal-Gebäude befand, einem eben eingebrachten Verbrecher prophezeite, er werde gewiß gehängt werden, und sich dies in der Folge wirklich bestätigte, vermochte Johann den furchtbaren Propheten nur mit Entsetzen anzuschauen. Das gab nun viel Spaß, und Bäuerle, in jenen Tagen nach Altwieder Schnitt zu jedem Schabernack aufgelegt, war grausam genug, diesen Spaß eines Tages aufs Aeußerste zu treiben.

An einem freundlichen, sonnenhellen Sommermorgen klingelte Bäuerle in seinem Redactions-Zimmer, das an allen Wänden bis an die Decke mit Büchern angefüllt war, seinem Diener.

„Befehlen Ew. Gnaden?“ sagte dieser, der so gleich mit jener Chrfurcht eingetreten war, die sich seiner stets bemächtigte, wenn er die vielen Zeichen der „Gelehrsamkeit“, die ihm hier angehäuft erschienen, in's Auge fasste.

„Heute ist ein schöner Tag, Johann,“ redete ihn sein Herr mit seiner bekannten Bonhomie an. „Möchtest Du nicht einen kleinen Spaziergang machen?“

„Wär' gar nit schlecht, Ew. Gnaden!“ schmunzelte Johann.

„Na, so gebe ich Dir bis zum Mittag Urlaub.“

„Küß' vielmal die Hand, Ew. Gnaden!“

„Aber da wär's mir lieb, Johann, wenn Du
Dir den Brater zum Spaziergang aussuchen möch-
test.“

„Das wär' mir grad' recht, Ew. Gnaden!“

„Aber da mußt Du gleich diesen Brief mit-
nehmen, um ihn im Brater abzugeben.“

„Bitt', Euer Gnaden! Es nur mein Schuldig-
keit!“

„Der Brief ist dem Herrn v. Calafatti in
die eigenen Hände zu übergeben, hörst Du, in die
eigenen Hände!“

Johann wurde bei Nennung des Namens Cala-
fatti blaß und stierte seinen Herrn an.

„Ich muß Dich aber aufmerksam machen,“ fuhr
Bäuerle fort, ohne von Johanns Schrecken Notiz
zu nehmen, „daß Du den Brief ja mit den Worten
übergibst: Eine schöne Empfehlung vom Herrn
von Bäuerle an Herrn von Calafatti!“

„Bitt', Euer Gnaden,“ stotterte Johann, . . .
„aber . . . ich möcht' gar nit . . . spazieren
geh'n! . . .“

„Ah was! Jetzt gehst Du einmal! Aber noch
Eins! Daß Du ja nicht den Namen Calafatti so

ausprichst, wie ihn die meisten Leute aussprechen. Er heißt nämlich Elftti kurzweg, nicht ein einziges A darf man hören! Also ganz schnell mußt Du sagen: Elftti! Wie Du es langsam sagst, wird Calafatti draus und dann wird der Herr von Calafatti wütend darüber . . . dann stünde ich natürlich nicht dafür, ob er Dir nicht was anthut!"

„Elftti!" lispelte Johann kaum hörbar.

„So ist's recht!" ermutigte ihn Bäuerle und Johann machte sich mit schwerem Herzen auf den Weg.

Im Prater bei der Bude Calafatti's endlich angekommen, fand er diesen eben vor dem Eingang seiner Bude.

„Eine . . . schöne Empfehlung . . . vom . . . vom Herrn von Bäuerle . . . an . . . an . . . Herrn von . . . Elftti! !"

„Was zwitschert er da?" donnerte ihn Calafatti an.

„Elftti!" stieß Johann nochmals, nur noch unverständlicher heraus.

„Ich aben Lust, ihm zu geben einen Ohrfeigen!" brummte Calafatti erzürnt und sah ihn mit rollenden Augen an.

„Elfitti!“ lispelte Johann nochmals bebend und sank in die Knie, als Calafatti ihn beim Ohr nahm.

„Geschwindiger kann i nimmer Elfitti sagen!“ jammerte Johann. „Thun's mir nix, Herr v . . .!“

Calafatti legte dem armen Teufel die Hand auf den Kopf und sagte dabei nicht ohne Lächeln:

„Er seyn ein Esel!“

Johann, der dies für einen Zauberspruch hielt sprang auf, griff sich an seine beiden — Ohren und jagte, wie von Furien getrieben, nach Hause.

Das Erste, was er that, war, sich in einen Spiegel zu sehen, und als er seine Ohren nicht zu Eselsohren verlängert sah, warf er sich erschöpft, aber beruhigt, auf einen Sessel.

Als ihn Bäuerle hier traf und von Johann dessen Erlebniß erfuhr, sagte er zu ihm:

„Ist mir leid, lieber Johann, es hilft Dir nichts, Du bist doch ein Esel! Die Eselsohren sind nur nicht ganz herausgekommen!“

Von da an aber war Johann bekannt unter dem Namen:

„Der Esel mit den unterdrückten Ohren!“

Etwas von Beethoven.

1. Er ist eingeladen.

Es war an einem unfreundlichen Winterabend. In dichten, großen Flocken fiel der Schnee auf das schmutzige Pflaster des alten Wien. Die Passage war überall gehemmt. Die zusammengefügten Schneehäufen wuchsen zu immer größeren Hügeln an, die Arbeiter scharrten, schaufelten und fegten bei brennenden Fackeln um sie herum, und das glatt gewordene Pflaster machte das Betreten desselben gefährlich.

Gerade dort, wo diese alte Wiener Straßenkalmität den entschiedensten Ausdruck erlangt hatte, mußte noch eine herrschaftliche Equipage durchdringen wollen! Sie war in voller Gala, und zu ihren beiden Seiten liefen oder trippelten nach damaliger Sitte zwei „Läufer“ in reicher Livrée, die aus

einer kurzen Jacke, mit einem Gürteltuch um den Leib, Kniehosen, seidenen Strümpfen und einer farbigen Schirmkappe bestand. In ihren Händen schwangen sie hoch aufsodernde Fackeln, deren Pechtropfen flammend zu Boden sanken und die Passanten zwangen, sich vor dieser neuen Bedrohung dicht an die Mauern der Häuser zu drängen.

Der Wagen mußte stehen bleiben, denn es war für ihn unmöglich, in der engen Straße durch die ohne jede Ordnung aufgehäuften Schneemassen durchzukommen. Der Herr, der in der Equipage saß, öffnete den Wagenschlag.

„Ist es nicht möglich?“ fragte er einen Polizeifeldwebel, der eben in der Nähe stand.

„Vor einer Stunde nicht, Herr Graf,“ erwiderte höflich der Angeredete, und legte dabei salutirend die Hand an den Czako.

Hierauf sprang der Herr mit jener Eleganz, wie sie zu jener Zeit nur den Cavalieren eigen war, aus dem Wagen und befahl dem Kutscher umzukehren, das heißt den Wagen nach der nächsten Straße zurückzuschieben und dort zu warten. Der Herr selbst aber hüllte sich fester in seinen Mantel und setzte seine Wanderung zu Füße fort.

„War das nicht der Musikgraf?“ fragte den

Feldwebel einer jener Neugierigen, wie sie in Wien von jeher in den Straßen auf jedes Ereigniß lauern.

„Ja wohl,“ antwortete kurz der Gefragte und drehte sich um.

„Möchte wohl wissen, was den Herrn Grafen in diese Gegend führt?“ murmelte der Neugierige seinem Begleiter zu, und sogleich machten sich auch Beide davon, dem Herrn Grafen auf dem Fuße zu folgen.

Dieser bog in eine Seitenstraße, und nach wenigen Schritten schon trat er in das Thor eines der ersten Häuser.

Die Glocke, mit welcher der Klingeldraht in Verbindung stand, muß mindestens die Größe einer Capellenglocke gehabt haben, denn ihr Schall klang so mächtig, daß das ganze Haus davon erdröhnte, und der Herr Graf nicht wenig davon überrascht war. Eine Frauensperson öffnete die Thür.

„Herr von Beethoven zu Hause?“ fragte der Graf.

„Bitte um Ihren Namen,“ erwiderte die Pförtnerin.

Der Graf gab ihr seine Karte. Die Frauensperson ging damit in das anstoßende Zimmer, und

kam, wie es schien, selbst erstaunt über den Erfolg mit der Einladung einzutreten zurück. Als der Graf das Zimmer betrat, war Beethoven eben vom Clavire aufgestanden. Die Gedanken, welche so eben noch des großen Meisters Gehirn gleich Wetterstrahlen erleuchtet haben mochten, phosphorescirent noch auf seinem Gesichte und übergossen es mit jenem Ausdrucke einer großen Seele, welche selbst dem trivialsten Individuum imponiren muß. Da aber der Graf Dietrichstein in Wahrheit ein glühender Verehrer der Künste und ihrer Priester war, so erfüllte ihn des Meisters Erscheinung mit scheuer Ehrfurcht.

„Was steht zu Diensten, Herr Graf?“ wendete sich Beethoven höflich, aber nicht ohne einen gewissen Stolz an diesen, und schob ihm, da er sein „Conversationsbuch“ nicht fand, ein Blatt Papier zu, in das der Gast seine Antworten zu schreiben hatte.

Des Grafen Erwiderung lautete: „Ich gestehe, daß mir in diesem Momente die Bitte, die ich an Sie zu richten beabsichtige, so kleinlich vorkommt, und zwar kleinlich für Sie, daß ich es schon bereue, Sie deshalb in Ihrer Arbeit gestört zu haben...“

„O, es ist gut, Herr Graf, wenn ich ausruhe. Also eine Bitte an mich! Wenn es in meinen Kräften liegt, bitte ich nur zu befehlen.“

„O, ich weiß, was man Ihnen schuldig ist, Meister!“

Beethoven runzelte ein wenig die Stirn. „Darf ich also fragen, womit ich Ihnen gefällig sein kann, Herr Graf?“

„Ich möchte mir die Ehre Ihrer Anwesenheit bei meiner nächsten Soirée erbitten. Sie werden dort viele Freunde, viele Bekannte finden.“

„O Herr Graf! Freunde? Vielleicht! . . . Bekannte? Nun, das glaube ich schon eher . . .“

„Darf ich also darauf rechnen? . . .“

„Ich weiß die Ehre, die Sie mir erweisen, zu schätzen, und darum wäre ich undankbar, wenn ich nicht käme. Bitte nur Nachsicht mit mir zu haben.“

„Herr von Beethoven, ich danke Ihnen aufrechtig für die freundliche Annahme meiner Einladung.“

Mit sichtbar vergnügtem Gesichte verließ der Graf das Haus.

Beethoven's Stimmung war gerade in jenen Tagen, wenigstens vorübergehend, eine bessere als gewöhnlich. Es war wieder eine jener Wandlun-

gen in seiner Seele vorgegangen, welche diese allein über die Misère des irdischen Lebens zu erheben vermochten, die sonst mit ihren starren, kalten Armen den Künstler hätten erdrücken müssen, dessen Widerspruch mit den phgmäenhaften Anschauungen der Gesellschaft schon hätte genügen können, um ihn in Momenten blöden Verkanntseins und eckler Noth sich als ein fehlerhaftes, von der Gesamtheit losgerissenes Atom derselben fühlen zu lassen. —

Diese inneren Sonnenstrahlen, welche trotz der ihn umgebenden Nacht, immer wieder befruchtend über den Geist des Künstlers streiften, sie hatten auch Beethoven, der moralisch, physisch und materiell so Vieles schon erlitten, immer wieder geistig zu jener titanenhaften Größe aufgerichtet, welche selbst die Canaille, die ewig am Boden kriecht, von Zeit zu Zeit stützen machte. Er fühlte sich heiter, umhaucht, und die historische Liebenswürdigkeit des Grafen Dietrichstein hatte um so mehr den Meister in seiner momentanen Stimmung gefördert, als jene in wahrer Bildung und inniger Verehrung des Künstlers wurzelte. Die Chronik der damaligen Tage bewahrt dafür viele kleine, aber charakteristische Züge aus dem Leben dieses Cavaliers im echten Sinne des Wortes.

Beethoven's gute Gemüthsstimmung hielt noch Tage nach der Einladung durch Graf Dietrichstein an. Mit fast heiterem Tone verlangte er in der von ihm gerne besuchten Gaststube zum „Blumentöpfel“ sein Glas Wein. Man konnte es ihm ansehen, daß er heute sogar gelaunt sein möchte, mit irgend Jemandem ein Gespräch zu führen, wobei ihm freilich seine Schwerhörigkeit wie immer im Wege stand. Der arme Meister! Sein Blick streifte forschend in der Stube umher, und fiel auf einen Gast, der an einem anderen Tische ihm gegenüber saß, und den er dabei ertappte, wie er ihm, Beethoven seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Der Meister schien dies heute ausnahmsweise nicht mit Unbehagen aufzunehmen, denn ohne sein Gesicht zu verfinstern, wie er in ähnlichen Fällen oft that, hielt er den Blick des Andern geduldig aus.

Dieser nun fühlte sich durch Beethoven's Freundlichkeit zu einem Entschluß ermuthigt, mit dem er schon länger gekämpft zu haben schien. Er stand auf und näherte sich achtungsvoll grüßend dem Meister, den er sogleich ansprach.

Beethoven zog einen Bleistift aus der Brusttasche, drehte die Speisekarte auf die unbeschriebene Seite, und schob Beides dem Herrn zu. Mit Hülfe

dieses Verständigungsmittels entspann sich zwischen ihnen folgende Conversation:

„Verzeihen, Herr Capellmeister, aber ich gehöre zu Ihren Verehrern . . .“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Nehmen Sie es nicht ungütig, aber es thät mir sehr wehe, wenn es wahr wäre, daß ein so großer Mann, wie Herr Capellmeister, manchmal in — Geldverlegenheit sein sollte . . .“

„Kommt aber wirklich dann und wann vor.“

„Es würde mir eine Ehre sein, wenn es mir erlaubt sein sollte, mit meinem Bischen aushelfen zu können.“

„Hm! Sie scheinen nicht recht gescheidt zu sein!“

„O Herr Capellmeister! Meine Hochachtung für Sie ist so groß! . . . Leider habe ich nur diese hundert Gulden bei mir . . .“

„So mir nichts, dir nichts, ohne Schuldschein? . . . Hören Sie, das ist mir neu!“

„Bitte nur der Form wegen dieses Wechselchen hier unten mit Ihrem Namen zu zieren, es erhielte dieses Papier dadurch schon als Autograph seinen Werth . . .“

„Sie sind ein Narr! . . . Aber Sie legen hier Einhundert Gulden her, und da steht ja: Drei

Monate a dato zählen Sie Zweihundert Gulden!
 Ah! So meinen Sie das! Ich bitte Sie
 nun recht sehr um Verzeihung! Ich habe Sie einen
 Narren genannt, aber Sie sind ein — Hallunke!"

Beethoven war dabei aufgesprungen und sprach
 den letzten Satz mit solcher Donnerstimme, daß
 das Gesicht des Schelmen, der offenbar über Beet-
 hoven's Verhältnisse und Persönlichkeit genau unter-
 richtet war und hier auf ihn gewartet hatte, einen
 Augenblick wie versteinert erschien. Dann aber hielt
 es der Herr „Berehrer“ des „großen Meisters“ für
 gerathen, ohne Zögern das Weite zu suchen. Beet-
 hoven fand diese Scene so komisch, daß er in ein
 lautes Lachen ausbrach. Dieser Zwischenfall trug
 dazu bei, daß er seinen Humor noch den ganzen
 Tag über behielt.

Am Abende trat die Stunde ein, um welche er
 sich zur Soirée des Musikgrafen zu begeben hatte.
 Beethoven kleidete sich rasch an und verließ das
 Haus. Am Thore angekommen, erwartete ihn eine
 gräflich Dietrichstein'sche Equipage, und ein Diener,
 der ihn erkannte, lud ihn ein, sich ihrer zu bedie-
 nen. Beethoven nahm jedoch nicht die mindeste
 Notiz davon, und setzte seine Wanderung trotz der
 schmückigen Straße zu Füße fort.

Im Salon des Grafen eingetreten, ward er von diesem und einer großen Anzahl bekannter Persönlichkeiten, wie dem Geschichtsschreiber Joh. v. Müller, den Schriftstellern Hormayr, Mayrath, Steigentisch, den Musikern Weigl, Gyrowetz, den Malern Füger, Lampi, Bater und Sohn, dem Bildhauer Baumer und Anderen mit ungeheuchelter Freudigkeit begrüßt. Beethoven fühlte sich ungewöhnlich animirt und unterhielt sich in lebhafter Weise. Er benahm sich dabei so coulant, mitunter fein und witzig, daß Alle entzückt davon waren, und sie mußten sich sogar gestehen, daß er nirgends, außer was seine sehr kothigen Schuhe anbelangte, gegen den Ton eines so „eleganten“ Salons auch nur im Geringsten verstoßen habe.

Als sich die Gesellschaft, mit ihr Beethoven, entfernt hatte, war es besonders Graf Dietrichstein, welcher über die treffliche Art, mit welcher der Meister aufgetreten war, seine Freude ausdrückte. Das hatte aber wie wir sogleich erzählen werden, seinen guten Grund, der übrigens dem edlen Sinne des Grafen alle Ehre machte.

Wenige Tage später hatte Dietrichstein Gelegenheit, mit dem Kaiser Franz über diese Soirée zu sprechen.

„Sehen Sie, wie man diesen Beethoven verleumdet!“ bemerkte der Kaiser. „Und bei Ihnen hat er sich so tadellos benommen!“

„Wie ich bereits die Ehre hatte, Ew. Majestät zu versichern.“

„Sehen Sie, Graf, das freut mich! Ich hätte den Menschen gerne bei mir gesehen, aber ich habe mich vor ihm gefürchtet! Ich sag's offen. Nicht wegen seiner Staats-Schrullen, auch nicht wegen der Ungeschminktheit seiner Rede, im Gegentheil mir sagt das gar nicht übel zu, es ist mir recht, wenn einer redet, wie er denkt, aber, wissen Sie, Graf, ohne alle Grenze, das ginge denn doch nicht!“

„Ich wiederhole Majestät, daß alle bei meiner Soirée Anwesenden einstimmig Beethoven's Benehmen anerkannten.“

„Dann will ich nachdenken, wie ich's mache, den merkwürdigen Menschen in der Nähe zu sehen.“

„Ich glaube versichern zu dürfen, daß sich Beethoven dieser Gnade Ew. Majestät würdig zeigen werde.“

„Na, ich werde sehen, wie sich's machen läßt.“ Damit war die Besprechung dieses Gegenstandes zu Ende. In einer der folgenden Wochen aber

erschien bei Ludwig van Beethoven ein k. k. Kammerherr. Er überreichte dem Meister ein beschriebenes Blatt Papier. Auf demselben war zu lesen:

„Se. Majestät der Kaiser haben mich beauftragt, Herrn von Beethoven für . . . den . . . Uhr zu einer Quartettproduction in den Appartements Sr. Majestät einzuladen. Es würde Herrn von Beethoven's Anwesenheit den Kaiser um so mehr freuen, als an diesem Abende eine Composition von Herrn von Beethoven executirt wird.“

Beethoven war frappirt. Mit Ausnahme des Erzherzogs Rudolph hatte ihm noch kein anderes Mitglied des kaiserlichen Hauses eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen und zwar, wie Beethoven selbst nicht unbekannt sein konnte, wegen seiner „republikanischen“ Gesinnungen oder vielmehr wegen der rücksichtslosen Offenheit, mit der er dieselben aussprach. Der Meister wußte daher offenbar nicht, was er zu dieser unerwarteten Einladung nach Hofe sagen sollte. Er verbeugte sich stumm vor dem Kammerherrn, und dieser entfernte sich, nachdem er den Verständigungszettel wieder zu sich gesteckt hatte.

Ob nun Beethoven entschlossen war, der auszeichnenden Einladung Folge zu leisten oder nicht,

vermögen wir nicht zu sagen. Als der Tag und die Stunde aber heranrückten, welche ihm zum Erscheinen beim Kaiser bestimmt waren, traf man ihn, wie seit langer Zeit täglich, in der Gaststube des Wirthshauses zur „Schnecke“! Es währte nicht lange, so erschien derselbe k. k. Kammerer, der Beethoven die Einladung überbracht hatte, ebenfalls im Gasthause zur „Schnecke“. Der Hofmann war außer Athem. Man wartete bei Hofe auf Beethoven, und als er nicht erschien, stürzte der Kammerherr ab, den Säumenden zu suchen. Mühsam entdeckte er dessen Aufenthalt im Gaßhause. Vergebens mahnte er den Meister, der wieder in der übelsten Laune war, der „Allerhöchsten“ Einladung doch Folge zu geben. Beethoven war nicht zu bewegen. Der Kammerherr aber glaubte, nachdem er alle Motive erschöpft hatte, den Sonderling dadurch aufrütteln zu können, daß er dessen Künstlereitelkeit in's Mitleid zog.

„Aber bedenken Sie doch, Herr von Beethoven,“ sagte er, „daß ein Quartett Ihrer Composition gespielt wird, und daß der Kaiser selbst einen Part übernommen hat!“

Beethoven sah den vor Aufregung in Schweiß triefenden Kammerherrn ruhig an, und sagte dann:

„Alles recht, aber schöner habe ich mein Quartett schon gewiß spielen gehört! Das werden Sie zugeben!“

Dies war natürlich dem Kammerherrn zu viel. Wie ein Windspiel jagte er zur Thüre hinaus, Beethoven aber blieb unerschütterlich bei — der „Schnecke“! —

So wenig nun diese Geschichte auch bekannt wurde, so trug sie doch in gewissen Kreisen wohl dazu bei, daß Beethoven so selten als möglich mit Einladungen bedacht wurde, was aber Niemandem lieber war, als eben — Beethoven. Dennoch wandte im nächsten Sommer ein auswärtiger Fürst, der eben in Wien weilte, Alles an, um Beethoven zu bewegen, einer Soirée durch dessen Anwesenheit besonderen Glanz zu verleihen. Beethoven schien geneigt zu sein, der überaus freundlichen Einladung nachzugeben, denn am Abend des bestimmten Tages fuhr er von Heiligenstadt, wo er damals den Sommer zubrachte, mit dem „Stellwagen“ in die Stadt. Auf der „Freiung“ stiegen die Passagiere aus, mit ihnen Beethoven. Statt aber seine Schritte nach dem Orte zu lenken, wo er erwartet wurde, trat er, wahrscheinlich weil es ihm zur Soirée noch zu früh scheinen mochte, in das Café ein, welches sich

zu jener Zeit auf der „Freiung“ im Hause des Hotels „Zum römischen Kaiser“ befand. Er nahm eine Tasse Kaffee und eine Zeitung zur Hand. In die Lectire derselben vertieft, merkte er erst spät, daß eine geraume Zeit dabei verstrichen war. Rasch erhob er sich und ohne seinen Kaffee zu bezahlen, eilte er zur Hinterthür hinaus.

Ein unglücklicher Zufall war es, daß an diesem Tage ein neuer Marqueur in das Geschäft getreten war. Beethoven, der sehr oft in dieser Localität verweilte, wenn er eben auf die Abfahrt des Heiligenstädter Stellwagens warten mußte, war dem neuen Diener des Kaffeehauses unbekannt. Deshalb geschah es, daß der unglückselige Diener in dem ihm fremden, somit schon halb verdächtigen Raum einen Menschen erblickte, der, wie es in Wien vorzukommen pflegte, und noch heute vorzukommen pflegt, mit der Zunge durchzubrennen beabsichtigte.

„He! Sie haben Ihren Kaffee nicht bezahlt!“ rief er Beethoven nach.

Dieser, da er nicht hörte, setzte seine eilige Wanderung zur Thüre hinaus fort. Der Marqueur aber eilte dem „Flüchtlinge“ nach. In dem Corridor, der zum Ausgangsthore führte, fasste er Beethoven endlich am Rockchooße. Verwundert sah sich der Meister um.

„Was giebt's?“ sagte er mißmuthig.
„Bahlen!“ schrie der Marqueur. „Warte, du Fuchs, ich werde dich durchgehen lehren!“

Beethoven, der ihn nicht verstand, wollte sich von ihm, den er für verrückt hielt, losreißen, der Marqueur jedoch griff mit seiner Faust nach dem Rockkragen des Widerspenstigen, und es entspann sich ein Kampf, der so laut wurde, daß der Cafetier und dessen Gäste herbeieilten und das Mißverständniß noch rechtzeitig aufklärten. Beethoven war indeß über dieses Intermezzo dermaßen aufgeregt, daß er den nächsten Stellwagen nach Heiligenstadt bestieg und wieder zurück hinausfuhr.

Die fürstliche Soirée bekam also Beethoven nicht zu sehen, wovon man natürlich in den bezüglichen Kreisen nicht sehr erbaut war! Weit größer aber war die Empörung des Cafetiers und der Besucher des Locales über die Brutalität, mit welcher der arme Teufel von einem Marqueur gegen den berühmten Meister verfahren hatte. Die Strafpredigten, die ihm gehalten wurden, hatten sich einer solchen altösterreichischen Dernheit zu erfreuen, daß der im Grunde unschuldige Mensch in den Ausdrücken, die er zu seiner Vertheidigung anzuwenden verleitet war, ebenfalls nicht wählerisch zu sein vermochte. Dies

gipfelte die Affaire zu einem solchen Scandale, daß sie nur mit der Aufführung des Marqueurs zur Polizei einen Abschluß finden konnte.

Aber die Polizei, gegen welche sich der gereizte unglückliche Bursche widerspenstig benahm, glaubte noch um einige Schritte weiter gehen zu müssen. Die Zustände Altösterreichs gaben dieser Behörde nämlich eine Macht, von der leider Jeder überzeugt wurde, der eben nicht daran glauben wollte. So ging es auch dem armen Marqueur. Nach wenigen Tagen, die er im Polizeihause zubrachte, sah er sich schließlich — zum Militär abgestellt. Dies war lange Zeit hindurch der Canal, durch welchen man in jener Periode „mißliebige“ Personen aus der Gesellschaft entfernte.

Als Beethoven im Laufe der Woche wieder das Café „Zum römischen Kaiser“ betrat, konnte es dessen Besitzer nicht unterlassen, sich bei dem Meister wegen des unliebsamen Vorfalles zu entschuldigen und ihm mitzutheilen, daß Beethoven bereits alle Satisfaction erlangt habe, indem der „freche Bursche“ bereits „die Muskete trage“.

„Und das soll eine Satisfaction für mich sein?“ rief Beethoven entrüstet aus.

Aber er ließ es nicht dabei bewenden. Un-

verzögert machte er bei seinen Bekannten in hohen militärischen Kreisen ernstliche und nachdrückliche Schritte, um den Unglücklichen wieder dem bürgerlichen Stande zurückzugeben, was ihm endlich auch gelang, und wahrhaftig nur einem Manne wie Beethoven gelingen konnte, dessen Bedeutamkeit am Ende doch in allen Kreisen respectirt wurde und von dessen Herzengüte und Rechtsinn man im vorliegenden Falle ergriffen sein mußte.

Bekanntlich erzählt Schindler in seiner Biographie Beethoven's von einem Marqueur, dem es Beethoven allein zu verdanken hatte, daß Dr. Watruch unaufgefordert dem sterbenskranken, einsamen Meister zu Hülfe eilte, während die dadurch „unsterblich“ gewordenen Doctoren Staudenheim und Braunhofer dies verweigert hatten! Ob dieser Marqueur und derjenige, dessen Geschichte wir hier erzählen, eine und dieselbe Person waren, können wir nicht sagen, glauben jedoch, daß eine Vermuthung dessen nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeitsgrund sein dürfte.

Eine „Einladung“ aber, welcher der große Beethoven gewiß nicht ungern Folge gab, war jene, welche am 26. März 1827 in feierlichster Weise — unter Blitz und Donner — von dem

Fürsten des Todes an ihn erging: sein müdes
Haupt zur ewigen Ruhe hinzulegen!

Wie sehr sich der große Mann nach diesem
Momente gesehnt haben möchte, beweisen wohl die
Worte, die er acht Tage vor seinem Ende zu seinen
Freunden sprach: „Amici, comoedia finita est!“
— Freunde, die Komödie ist zu Ende!

2. Hört er oder nicht?

Von den bekannten fünf Beethoven'schen Quartetten war jenes in Es durch Schuppanzigh bei einer von dessen Quartett-Unterhaltungen zur Aufführung gelangt, ohne besonderen Effect gemacht zu haben.

Allgemein war man der Ansicht, daß Schuppanzigh, der bekanntlich den einfacheren Compositionen Josef Haydn's und Mozart's gewachsen war, nicht zu der gewaltigen Größe des musikalischen Riesen Beethoven sich emporzuringen vermochte.

Man war in den musikalischen Kreisen Wiens überzeugt, jenes Quartett müsse eine unwiderstehliche Wirkung erzielen, wenn ein anderer, volltönender jugendkraftig gestrichener Bogen dabei die erste Geige spielen würde.

In jener Zeit hatte bereits Jos. Böhm, der nachmalige berühmte Violinprofessor und als solcher so zu sagen der Vater einer großen Anzahl gediegener Violinkünstler, die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt im vollen Maße auf sich gezogen.

Ihn, den damals noch blutjungen Mann, hielt man für verurten, den Werth jenes nur mit einem succès d'estime durchgekommenen Quartetts zur vollen Geltung und zur verdienten Ehre zu bringen.

Auch Beethoven ward davon benachrichtigt.

Natürlich sprach er den Wunsch aus, daß eine neueleiche Production jenes Quartetts mit Josef Böhm zu Stande käme.

Der junge Violinspieler, der von Verehrung für den großen Componisten glühte, beeilte sich, dessen Verlangen so schnell als möglich zu erfüllen.

Beethoven nahm eine Einladung zu einer Quartett-Production des Josef Böhm in dessen Wohnung mit all jener Freundlichkeit entgegen, wie sie überhaupt bei dem in seinem ganzen Wesen so wunderlichen Manne nur möglich war.

Um die bezeichnete Stunde saßen die Quartettisten, nämlich Jos. Böhm, der Cellist Linke, die Violinisten und Brachisten Weiß und Holz,

leßterer der später vortreffliche Dirigent der Concert spirituels, in Jos. Böhm's Wohnung, Stadt, Graben Nr. 614 im ersten Stocke, beisammen, und warteten in gespannter Erwartung des großen Meisters.

Endlich kam er.

Ernst trat er ein, nickte seinen Gruß, und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Man begrüßte ihn mit Ehrfurcht, aber nun erst, nachdem er fast jede Anrede unerwidert gelassen, erinnerte man sich daran, daß der unglückliche Mann ja — stocktaub sei!

Ja, wozu wird denn eigentlich die ganze Quartett-Production sein? . . .

„Und ich sage Euch,“ flüsterte einer der Quartettisten den übrigen zu, „nehmt Euch zusammen! Er hört doch Alles!“

„Das ist ja nicht möglich!“

„Und doch ist es so! Ihr werdet Euch überzeugen! Er hört wie Keiner von uns, er hört zwar nicht mit den Ohren, aber er hört dennoch den Anhauch eines Pianissimo! Ob er mit den Augen hört, oder ob er die Töne einathmet, ob vor seinem Auge die Klänge ehrfürchtig Gestalt annehmen, oder ob sie ihm huldigend sich in die Düfte von

allerlei Blumen verwandeln, ich weiß es nicht, aber ich wiederhole Euch, wenn wir uns nicht bis in's Kleinste zusammennehmen sind wir vor ihm blamirt!"

Dabei hatten sie ihre Instrumente gestimmt, und stumm saß Beethoven in sein gewöhnliches Brüten verloren, wobei seine Augen auf irgend einen Punkt des Zimmers geheftet waren, den kein Mensch richtig zu eruiren vermocht hätte.

Endlich stimmten die Instrumente.

Die Spielenden setzten sich in Positur.

Als dabei ihre Blicke nach dem Meister schielten, dessen Werk sie vor ihm in Tönen zu verkörpern hatten, da leuchtete sein klares Auge mit jener sichern Erwartung auf ihnen, welche den Beweis seiner vollen Fähigkeit, zu hören, unwiderleglich lieferte

Mit großer, fast möchte man sagen lapidarer Aufmerksamkeit folgte er der bis in die kleinsten Details gelungenen Production

Sein Auge verschlang jeden Fingergriff, jeden Bogenstrich der Spielenden, und auf diese Weise las er so zu sagen mit der, fast den meisten Schwerhörigen eigenen Routine den feierlich gestimmten Quartettisten die musikalischen Worte von den Instrumenten.

Immer dieselben Stellen, über deren besonders gelungene Durchführung die Spielenden sich bewußt waren, entlockten auch dem Meister kurze, stoßweise hervorgebrachte Rufe des Beifalls.

Der taube Meister hört!

Diese Ueberzeugung drängte sich den Spielenden immer mehr auf, und es kam nun ein Moment, welchem sie darum mit Unruhe entgegen sahen.

Böhm hatte nämlich vorgeschlagen, eine gewisse Stelle des Quartetts, für welche der Componist „Andante“ vorgezeichnet hatte, im gleichen Tempo des früheren Stücks fortzuspielen, weil es so, wie alle Uebrigen einverstanden waren, viel characteristischer klinge.

Man nahm wahrscheinlich an, der Meister werde die Veränderung des Tempos nicht zu sehr merken, und hatte sich daher über die kleine willkürliche Aenderung geeinigt.

Nun aber, nachdem man merkte, dem scharfblickenden Meister entgehe wunderbarer Weise auch nicht die kleinste Nuance im Vortrage seines Werkes, ward den Spielenden bange vor jener Stelle, der sie nun näher rückten.

Man kannte die, zwar niemals beleidigende, aber gewiß nicht allzuzarte Art, mit welcher der

wunderliche Meister seine Unzufriedenheit, oder gar seinen Unwillen zu äußern pflegte, und je näher jener musikalische Moment herankam, von dem man nicht wußte, welchen Eindruck er auf den Meister machen würde, der nun fast dämonisch zu lauern schien, desto fäster lief es den armen Producirenden über den Rücken.

„Er ist im Stande, wenn wir das „Andante“ ignoriren, uns die Instrumente an die Köpfe zu schlagen!“ . . .

„Weiß Gott, es wäre besser, wir wagten es nicht!“

„Aber wir sind ja darüber einig, daß es sich so weit besser macht!“

„Allerdings! Aber er hört anders als wir anderen Menschenkinder!“

Es gehörte bei der unbegrenzten Verehrung welche der junge Primeiger für den großen Beethoven hatte, der ganze tollkühne Muth eben der — Jugend dazu, um sich von seinen Collegen aus Angst vor dem Grolle des musikalischen Löwen nicht verleiten zu lassen, von dem einmal gefassten Beschuße bezüglich des einzuhaltenden Tempos jener Quartettstelle im letzten Augenblicke noch abzugehen.

Die Klippe kam.

Kalter Schweiß trat in kleinen Perlen auf die Stirnen der Spielenden, indeß die Hände, welche die Bogen führten, fieberhaft zu glühen begannen.

Es war ihnen secundenlange als hätten sie statt behaarten Holzstäben rothglühende Eisenstangen zwischen den Fingern.

Beethoven riß die Augen auf.

Jetzt wird's losgehen! dachten Böhm's Collegen und wünschten sich weit über alle Berge.

Indes sprang Beethoven nicht, wie erwartet wurde, von seinem Sitz auf.

Er blieb im Gegentheile nicht nur ruhig sitzen, sondern der anfangs frappirte, fast komisch-neugierige Ausdruck seines Gesichtes nahm bald den Character freudiger Zustimmung an.

Böhm's Augen leuchteten vor Freude.

— „Er hört's, und ist einverstanden!“

— „Den Teufel hört er! Danken wir Gott, sonst hätten wir hier schon ein paar zerschmetterte Schädel!“

Das Stück war zu Ende.

Erschöpft vor innerer Aufregung senkten die Quartettisten die Instrumente, und in hanger Erwartung wendeten sie ihre Augen nach dem eben so hochverehrten wie gefürchteten großen Meister.

Da saß er da, wohlgefällig lächelnd, die sonst finster verzogene Stirne zufrieden geglättet.

Dann stand er auf, und drückte jedem der Quartettisten dankbar die Hand.

„Gottlob! Er hat nichts gemerkt.“

Tief aufathmend priesen die Gefährten des jungen, tollkühnen Primgeigers ihren guten Genius, der das ihnen drohende Gewitter von ihren armen Köpfen abgelenkt hatte.

Aber der stocktaube Meister hatte es doch gemerkt!

Er trat an das Notenpult, nahm einen Bleistift aus der Tasche, und — strich damit in den Stimmen überall das „Andante“ durch!*)

„Es ist offenbar besser so!“ murmelte der Meister, nahm dann seinen Hut und verließ mit kurzem Gruße das Gemach.

*) Wir können nicht unterlassen, hier ausdrücklich zu bemerken, daß, als dieses Quartett später im Stiche erschien, die gestrichene Bezeichnung dennoch beibehalten war, ob aus Versehen, oder weil sich Beethoven wieder anders besann, vermögen wir nicht zu sagen.

Auf dem Schneckenmarkte.

Zu den Delicatessen Altwiens gehörten umstreuhtig die — Schnecken. Selten fehlten sie auf einer Speisekarte. „Schnecken mit Krenn“ waren in Bürgerkreisen eben so beliebt, wie Austern in der „feinen Gesellschaft“. Leute, welche 20 bis 30 Stück Schnecken „auf einen Sitz“ verzehren konnten, ohne davon Magenbeschwerden zu bekommen, gehörten nicht zu den seltenen. Erstens waren die Wiener an diese schwer verdauliche Speise gewöhnt, man konnte sagen, dazu erzogen, und zweitens hatten sie einen sehr „guten Magen“, vielleicht eben darum, weil sie ihn in Altwien in vieler Beziehung sehr nöthig hatten!

Da nun der Schneckenverbrauch ein sehr großer war, so war wol nichts natürlicher, als daß ein eigener „Schneckenmarkt“ existierte. Er befand sich in der innern Stadt auf dem „Peter“, zwischen der

kleinen Kaserne des Feuerpikets und dem Ausgang zum Graben. In ziemlich großen Säcken waren die Schnecken aufgespeichert, und da man mit diesem Artikel eine besondere, sorgfältige Cultur trieb, so konnte man davon Gattungen von verschiedener Größe finden. Die größten waren die fettesten und darum gesuchtesten und bestbezahlten. Dieser Markt war zumeist in den Händen von Leuten aus dem Schwabenlande, woher sie ihre Waare zu Schiffe auf der Donau nach der Stadt der „Feinschmecker“ brachten. Zu jener Zeit wanderten zahlreiche Schwaben nach Wien, um hier ihr Glück zu machen.

Da sie arbeitsam, fleißig, genügsam und mit gutem Hausverstand begabt waren, so gelang es auch den meisten von ihnen, einen goldenen Boden für ihre verschiedenartige Industrie zu finden. Aus jenen Tagen und von jenen zugereisten bescheidenen Leuten aus dem „Reiche“ stammen viele angesehene Familien, welche heute in Wien seßhaft sind. Freilich hatten die eingewanderten Stammväter derselben manchen Kampf zu bestehen, darunter besonders mit der Komik, welche ihrem Dialekte für urwienerische Ohren anhaftete. Aber sie waren gutmütigster Natur, lachten lustig mit, wenn der Wiener ihren Jargon spaßhaft karrifirte und be-

wiesen ihr kluges, sanftes Eingehen in den Humor der Wiener dadurch am besten, daß sie gerne Käufer jener primitiv gezeichneten und schreiend gress colorirten „Standelbilder“ waren, auf denen die burleske Sage von den „Sieben Schwaben“ dargestellt erschien.

Die Schwaben bildeten in dem damaligen Volksleben so beliebte Figuren, daß Raimund sie in seiner gemüthlich-heiteren Weise aufgriff und mit großem Glücke im „Mädchen aus der Feenwelt“ als „Ajixerle, Magier aus Donaueschingen“ auf die Bühne brachte. Für den Schauspieler Landner, der bis dahin in „Lehrhuben“ excellirte, war damit eine neue Rolle geschaffen, welche durch die Naivität seiner Darstellung einen Erfolg errang, den man heute schwerlich begreifen wird. Wenn Landner-Ajixerle seinen Zauberspruch murmelte: „Friesele, sauf! Desele, thu' Dich geschwind auf!“ und freundlich lächelnd den Kopf aus dem Ofen hervorstreckte in den er sich hineingezaubert hatte, dann strömte durch das Schauspielhaus jene wohlige Heiterkeit, welche der Wiener Volksmuse für alle Seiten verloren gegangen zu sein scheint.

Bon da an mußte es sich jeder Schwabe in Wien gefallen lassen, daß man ihn, ob laut oder flüsternd, einen „Ajixerle“ nannte.

Bei dem Umstände aber, daß diese Rolle von Raimund und Landner so urauiv und gutmüthig charakterisiert ward, fühlten sich die meisten Schwaben nicht im geringsten unangenehm davon berührt, ja einer von ihnen, der bedeutendste der Schneckenhändler vom Peter hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als Raimund oder Landner persönlich kennen zu lernen, welche den „Magier aus Donaueschingen“ geschaffen. Dieser Wunsch sollte nun erfüllt werden, aber auf jene eigenthümliche Weise, die ich erzählen will.

Der erwähnte Schneckenhändler, der später in der Nähe Wiens Hausbesitzer ward und in seinem Garten die Schneckenkultur in loco betrieb, hatte ein Töchterlein, die blonde, blauäugige Befi, welche dem Herzen manchen Wieners gefährlich ward.

Insbesondere waren es zwei Männerherzen, welche die schöne Befi total rebellisch gemacht hatte. Das eine schlug in der etwas schmalen Brust des ersten Ladenbieners in der Spezereihandlung an der Ecke vom Peter zum Bauernmarkt. Es war ein lang aufgeschossener, bleicher, blondhaariger Jüngling mit ausgesprochener Neigung zur Schwärmerie. Demungeachtet konnte er in seinem Berufe als ein guter Praktiker, als das Ideal

eines Spezereihandlungs-Commis gelten. Die Art, wie er vorschriftsmässig den einkaufenden Mägden den Hof zu machen verstand, war geradezu un- widerstehlich und die Köchin oder das Stubenmädchen, welche einmal seine süßen Lieder vernommen hatten, waren seinem Geschäfte un- widerstehlich verfallen, und wenn auch die guten Hausfrauen in Verzweiflung über den gefärbten Kaffee und die sauer gewordenen Härtinge und die schimmelige Salami waren, welche der bezaubernde Jüngling unbeachtet in dickes Fleißpapier sehr zierlich und ebenso rasch einzwickeln verstand.

Aber die Befehl hatte es ihm angethan! Er ließ entschieden in der eben charakterisirten Fertigkeit seines Berufes nach, seit er zu tief in die lieben Augen der kleinen Schwäbin geschen. Statt, wie es sonst das Hauptzeichen seiner Galanterie war, mit seinen rothen Fingern das Kinn jedweder kau- fenden Magd zärtlich zu fassen, hielt er nun tief- sinnig seine Nasenspitze mit diesen Fingern fest und murmelte dabei mit Romeo:

„Ach, ich verlor mich selbst; ich bin nicht Romeo,
Der ist nicht hier; er ist — ich weiß nicht wo?“

Der zweite Anbeter Befis war ein Gasthaus-
bekannter ihres Vaters, ein schon ziemlich alter

Amtsdiener „fehr“ slavischer Abkunft, d. h. es war ihm nach mehr als zwanzigjähriger Anwesenheit in Wien noch immer nicht möglich geworden, sein satzverdrehendes, scharfsichtiges Deutsch los zu werden. Obgleich ihn sein Amtsvorstand nur deshalb zum Bureau diener machte, weil von seinem Scharfsinn kein Eindringen in die Geheimnisse des Amtes zu fürchten, er also weit entfernt war, irgend einen Einfluß auf die Geschäfte des Amtes zu nehmen, so gelang es ihm doch einmal, dem Schneckenhändler, dem Vater Befis, einen kleinen Dienst in „Amtssachen“ zu leisten, wodurch die Stellung des verliebten Amtsdieners zu der schönen Schwäbin eine nicht ungefährliche zu werden drohte.

Eines Tages aber, als der Ladendiener der Spezerei-Handlung an der Ecke des „Peter“ hinter der Thüre lauernd ein Gespräch zwischen der „duckmauserischen“ Schwäbin und dem hübschen jungen Südtiroler erlauschte, welcher ebenfalls auf dem Schneckenmarkt seine „maroni arrostiti“ feilbot, da fiel es dem Kaffee- und Zuckerträumer wie Häringschuppen von den Augen, denn es war kein Zweifel mehr, die Befi und der „Kastanienbrater“ waren längst „handeleins“!

Nichts Eiligeres für unseren unglücklich Lieben-

den, als seinen Mitleidenden, den Amtsdienner, der auf den Vater der „Treulosen“ nicht ohne Einfluß schien, von der Sache zu unterrichten.

Diese Intervention verfehlte auch einigermaßen ihre Wirkung nicht.

Eine böse Scene zwischen Vater und Tochter folgte, welche sich zum Beschlusse zuspitzte, Befi müsse wenigstens für einige Zeit zu ihrem Vetter nach Schwaben.

Begreiflich ward der junge Südtiroler durch diese Wendung nicht in die beste Laune versetzt, so zwar, daß nur Befi's Bitten es vermochten, ihn davon abzuhalten, dem Denuncianten seiner Liebe, dem rivalisrenden böhmischen Amtsdienner einen — italienischen Denkzettel zu geben. Aber breiter Mißmuth hatte sich über sein hübsches sonst so angenehm heiteres Gesicht gelagert, eine Erscheinung, die einem seiner häufigen Kunden ganz besonders auffiel. Auf langes Andrängen des bekannten freundlichen Herrn enthüllte endlich der junge Maroni-Verkäufer die tragische Geschichte seines Herzens.

Ruhig hatte der Herr die in leidenschaftlichen Tönen vorgebrachte Erzählung angehört, worauf er sich mit den Worten entfernte: „Du mußt

nit verzage, wer weiß, ob i's nit wende kann!"

Unser Südtiroler war im hohen Grade erstaunt, nicht über die Theilnahme des immer so freundlichen Herrn und über dessen ausgesprochene Absicht zu interveniren, sondern darüber, daß er, der sonst immer gut wienerisch redete, jetzt auf einmal in echt schwäbischem Dialekt sprach!

Am folgenden Vormittage erschien derselbige Herr auf dem Schneckenmarkt bei Befi's Vater, um Schnecken zu kaufen.

„Schöne Schnecke seyn das!“ begann er das Gespräch.

„Ah, ein Landsmann von mir!“ rief der Schneckenhändler freundlich. „Das thut mich ja groß freue!“

„Kennst mi denn gar nit mehr?“ fragte der Andere. „Du lieb's Herrgöttle, wie man doch so guete alte Bekannte vergeßt kann!“

„Kann mi wirkli nit besinne“

„Bin ja der Ajäxerle von Donaueschingen!“

„Wahrhafti! Der Herr von Landner! Na, wie mi das freue thut, das kann i gar nit ausdrücke!“

„Na, so thue mer uns amal ausplaudern!“

ergriff Landner die Gelegenheit, denn er war es wirklich. „Geh' ma da hinein zu der „Schnecke“ und trinke mer ä Schöpple miteinander.“

In frohester Stimmung folgte der Schneckenhändler der Einladung und da drinnen in der traulichen Wirthsstube war es, wo der brave, lustige „Ajazerle“ den widerhaarigen Schneckenhändler nach und nach nicht nur so weit herumkriegte, daß die Befehl nicht zum Bitter reisen mußte, sondern daß auch ein halbes Jahr darauf der hübsche Südtiroler ihr Mann wurde.

Daß aber der Spezerei-Düttendreher an der Petercke, sowie der angeberische Amtsdienner seitdem das Wort: „Schnecken“ nicht hören konnten, ohne daß es ihnen einen „Brempler“ gab, kann man sich denken; ob jedoch der Wiener Spottruf „Schnecken“! von dieser Affaire herzuleiten sei, muß ich einfacher Chronist einem gelehrten Forscher zur Ergründung überlassen.

Wie aus einer Amsel ein Gimpel wurde.

Die Amsel, von der ich erzählen will, saß neben mir auf der Schulbank der „Jägerzeiler“ Hauptschule. Das will ich sogleich näher erklären. Der Knabe, dessen ich hier gedenke, war sehr wenig durch Talente, welche man eben in der Schule braucht, ausgezeichnet, dagegen ein Genie auf der Straße. Im „Augerlschieben“, „Anmeierln“ war er ein niemals überwundener Meister, die Kunst, jeden gefrorenen Gassenfleck zu eben so sicheren wie graziösen Schleifübungen zu benützen, verstand er wie keiner, und wenn es galt, Streitigkeiten zwischen Schulkollegen zu schlichten, so that er dies mit stets siegreicher Anwendung der überlegenen Veredtsamkeit seiner stets bereiten und vielgeübten — Fäuste. Er war somit auf seinem gegebenen Terrain ein geborener Sportsmann und hierin anerkannt, ohne daß er dafür die geringste Reklame

zu machen brauchte. Worin er aber ein wahres Unikum war, das bestand in seiner seltenen Fertigkeit, mit dem Munde nicht nur die Walzer und Märsche jener Tage so famos zu pfeifen, daß einem das Herz im Leibe lachte und manche horchende Magd sich dazu in ihren Hüften wiegen mußte, sondern es gelang ihm auch, die eigenartigen Weisen der Nachtigall, der Lerche, namentlich aber der Amsel täuschend nachzuahmen.

Daher sein Name: die Amsel.

Obwohl nun dieser mein Schulbank-Nachbar älter und größer war als ich, waren wir doch innige Freunde geworden. Mich zog vor Allem seine Kunst zu pfeifen an, und ich konnte ihm stundenlange zuhören, um dabei von Wald und Flu zu träumen, welche ich damals nur zu selten zu Gesicht bekam, da mir Spaziergänge auf eigene Faust gar strenge untersagt waren. Was uns aber besonders aneinander kettete, das war unser gleiches Schicksal im Schreiben! In der ganzen Schule war kein Junge aufzutreiben, der so unmögliche Buchstaben machte, wie wir zwei. Lateinische Schrift schien schon gar zu den unüberwindlichsten Schwierigkeiten für uns zu gehören, und ich muß gestehen, daß nicht nur unser etwas heißblütiger

Herr Lehrer über unser Geschreibsel jedesmal, wenn er es ansah, in Raserei gerieb, sondern daß wir selber darüber bis ins Innerste unserer Seele erbittert waren. Darum, wenn die Schreibstunde kam, bemühte sich unser, die wir sonst nicht eben Kopfhängerisch waren, eine wahrhaft unbeschreibliche Trostlosigkeit. Da saßen wir dann gedemüthigt da und beschäftigten uns meist damit, die Bärte unserer Kießfedern zu verbeissen.

Aber auch für uns sollte die Stunde der Erlösung schlagen.

Da tritt das Bild des Directors der Normal-Hauptschule — er hieß Sebastian Hieß — vor meine Seele. Der wackere, herzensgute Mann, ein verständnisreicher Pädagog, ein echter Kinderfreund, er hatte längst die schwächste Seite unserer Studien beobachtet und erkannt. Aber er sah ein, daß auf dem gewöhnlichen Wege mit uns Zweien nichts zu richten sei, wir waren schon zu tief in das abscheuliche Labyrinth des Krayfüßemachens hineingerathen. Er behandelte uns trotzdem mit unerschöpflicher Nachsicht, mit einem wahrhaft sonnigen Wohlwollen und ersann, ich glaube, eigens für uns Beide, eine Methode, um uns verirrte Schafe der „Kalligraphie“ auf den rechten Weg zu

bringen. Seine künstlerische Hand schrieb uns nemlich mit Bleistift die schönsten Buchstaben in unsere Theken und wir hatten nur die Aufgabe diese Schriftzüge mit Punkten, zur Abwechslung auch mit Sternchen zu überdecken. Das gefiel uns, das amusirte uns vor Allem, und ehe ein Vier-teljahr vergangen war, hatten wir die Formen der Buchstaben so vollkommen inne, daß wir sie bald so gut, ja noch schöner als unsere Kameraden aus freier Hand zu schreiben vermochten.

Man wird mir diese kleine Abschweifung gewiß nicht übel nehmen, wenn man bedenkt, daß sie von meiner Dankbarkeit gegen den in Altwien wohl bekannten trefflichen Sebastian Hieß diktiert wurde und den Wunsch rege werden lassen dürfte, auch unsere heutige Volkschule möchte sich solcher herzenswarmer Lehrer zu erfreuen haben, die sich nicht im Geringsten auf die Professoren hinausspielten, und lieber einfache, schlichte Pädagogen sein wollten.

Meine Amsel aber hatte außer unserer Schichals-Gemeinschaft in Sachen des Schönschreibens meine Sympathie noch dadurch erregt, daß sie den Söhnchen „vornehmer“ Eltern gegenüber nicht, wie schmeichlerische Kameraden, ein anderes Lied sang als denjenigen, welche von niedrigster Herkunft

waren. Im Gegentheile, der Hochmuth kleiner Seelen aus sogenannten „besten Kreisen“ hatte Manches von meinem Genossen in der Schulbank zu leiden. Hätte ich damals etwas von demokratischem Geiste geahnt, ich hätte der „Amsel“ unbedingt eine hervorragende Rolle als Freund des Volkes prophezeit.

Das Schicksal jedoch wollte es, daß ich von der „Amsel“ bald getrennt werden sollte. Ich trat in die Stadtschule bei „St. Anna“ ein und von da an vergingen Jahre, bis ich die „Amsel“ wieder zu Gesichte bekam. Dies sollte nach einer Gottlob glücklich überstandenen Prüfung in der dritten oder vierten Gymnasialklasse der Fall sein. Ich stürzte eben im Vollgefühle meines fast „unerwartet“ erungenen Sieges mit Sack und Pack nach Hause, als ich durch ein auffallendes Gerumore in einem Schusterladen, an dem ich vorüberwollte, aufmerksam gemacht und zurückgehalten wurde.

Ich sah, wie der Herr Meister nach damaligem Schnitte — oder ist's heute auch noch Mode? — seines Lehrjungen, eines großen, langen Bengels, vergebens habhaft werden wollte, offenbar um ihm eine handgreifliche Lehre zu geben. Der Junge sprang geschickt über alle im Wege liegenden Hin-

dernisse, gewann die Thüre, packte ein paar fertig gewordene Schuhe und suchte das Weite, nicht ohne früher nach dem meisterlichen Laden eine un nachahmliche Fraze zu schneiden, dabei seinen Pantoffel in die Luft schleudernd, um ihn mit demselben Fuße wieder geschickt aufzufangen. Dies war nemlich eines der Hauptzeichen der Schusterjungen des alten Wien. Als aber der Junge im hastigen Fortschreiten einen damals eben Mode gewordenen Marsch pfiff, da erkannte ich sogleich, der angehende Fußbekleidungskünstler sei niemand Anderer gewesen, als mein ehemaliger Schulkamerad, die „Amself“. — Und wieder vergingen viele, viele Jahre, da stand ich an einem schönen Maitage — es war eben eine der berühmten Praterfahrten des vormärzlichen Wien — in der Allee für Spaziergänger und ließ die vorüberfahrenden Herrschaften, die so recht „vormärzlich“ von uns simplen Fußgängern absichtlich keine Notiz nahmen, die Revue passiren. Da fiel mir ein hart an der Fahrallee stehender und sein gekleideter Herr von ziemlich vornehmer Tournure auf. Er grüßte all die vorüberziehenden Insassen der ausgesucht eleganten Karosseen. Er grüßte, obwohl sein Gruß nicht immer erwidert wurde, mit jener gewissen

Nonchalance, die ihn mit den Herren seiner illustren Bekanntschaft in intime Beziehung zu stellen schien.

„Kennst Du diesen Cavalier?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Cavalier?“ lächelte mein Gefährte. „Das ist ja der Schuster aus dem *** gaffel! Er arbeitet nur ausschließlich für die hohe Aristokratie, und insoferne ist er wirklich und wahrhaftig mit den meisten Mitgliedern derselben persönlich bekannt!“

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Ein Schuster! —

Und ich hielt ihn mindestens für einen Baron!

Bei dem Umstände, als zu jener Zeit selbst der Sonntagsrock des Bürgers sich von dem eleganten Schnitt des Mannes der besten Gesellschaft auffallend unterschied, konnte man diesen Schuster unmöglich für das halten, was er wirklich war, noch weniger aber ward man dazu bestimmt, wenn man merkte, wie sich der Mann fast ängstlich von aller Verührung mit nichtadeligen Menschen abseits hielt.

„Närrischer Kauz!“ murmelten die Wiener, die ihn wohl kannten, ihn aber in seinem eingebildeten Treiben höchst selten störten.

Dadurch aber verrannte er sich nur immer

mehr in seine gesellschaftliche Verirrung, wie der liebe Leser sogleich erfahren soll.

Doch ich habe vergessen zu sagen, daß, wie ich später herausbrachte, dieser vornehme Schuster und die ehemalige „Anisal“ eine und dieselbe Person waren!

Erst im Jahre 1848 sollte ich den Mann wiedersehen.

Es war wieder im Mai. Die Wogen gingen damals aber sehr hoch. Der Kaiser hatte Wien verlassen, mit ihm der größte Theil der Aristokratie. Es herrschte eine düstere Stimmung. Ich stand auf der Straße vor einer jener Lokalitäten, wo neben ideal strebenden Männern auch die unberufensten Helden des Tages das große und leider auch nur zu gefährliche Wort führten.

„Bruder, was gibt es Neues?“ fragte mich nicht ohne Spannung ein Mann in einer Blouse und einen riesigen Stürmer auf den Kopf.

Ich sah den Fragenden an. Es war ein Herr Graf, den ich von früher her wohl flüchtig kannte und der sich aber niemals so gab, als könnte er sich je mit mir duzen!

Ich wandte mich, geärgert über sein jetziges Fraternisiren, ohne etwas zu sagen von ihm ab

Da kam ein zweiter Herr, ziemlich verstört aussehend und einen gefüllten Reisesack in der Hand, mit hastigen Schritten auf uns zu.

Er wandte sich an den Herrn Grafen neben mir.

„Wie? Sie hier, Herr Graf?“ drückte er diesem seine Verwunderung aus.

„Warum soll ich denn nicht hier sein?“ lautete die Gegenfrage.

„Warum? Ist denn jetzt das verlotterte Wien ein Aufenthalt für Unsereinen?“ schrie der Andere. „Alle Adeligen sind fort, ich gehe soeben zur Eisenbahn, um dem dummen Wien ebenfalls den Rücken zu kehren. Adieu, Herr Graf!“

Damit eilte er davon. Ich hatte ihn erkannt, es war der „vornehme Schustermeister!“

„Er hält sich wirklich für einen Adeligen, dieser Schuster!“ spöttelte ihm mein Nebenmann nach.

Ich aber ließ dem Enteilenden meine Blicke folgen und murmelte:

„Wie doch aus einer Amsel ein — Gimpel werden kann . . !“

Eine Sage von der Therese Krones.

Es war gegen Ende der 20 ger Jahre unseres Jahrhunderts am Nachmittage des 24. Dezember, als vom grauen Wiener Himmel aufwärts spärliche, dann immer dichtere Schneeflocken zur Erde herabstanzten.

An dem Fenster eines Hauses in der „Jägerzeile“ stand eine Frauengestalt und sah dem Spiele der Flocken zu, wie sie sanken, wieder aufwirbelten, sich haschten und endlich an Allem, was nur einen Anhaltepunkt bot, sich mit Hast festankerten. Bald waren Dächer und Straßen mit dem weißen Winterthüte bedeckt, und die Wanderer, welche auf der Straße vorübereilten, erschienen auf der Windseite weiß angeweht, als wären sie doppelfarbige Massen, wie sie in jener Zeit auf den Wiener Carnivalsbällen beliebt waren.

Indes war es immer dunkler geworden; in den Fenstern der Häuser erschienen nach und nach immer mehr Lichter, da ein kleines, zuckendes, blinzeldes, dort ein pompös weit ausstrahlendes, hier eines hoch oben hinter den kleinen Scheiben einer Dachlücke, drüben geschützt von stolzen Spiegelgläsern, in denen sich von Außen das Geländer eines Balkons spiegelte. Auch dort, wo wir die Frauengestalt am Fenster bemerkten, blitzte plötzlich intensives Licht auf, das aber bald durch das Herablassen eines rothseidenen Vorhangs möglichst gedämpft wurde. Da die Dame einmal unsere Aufmerksamkeit erregt hat — der Leser wird später erfahren, daß dies seine Berechtigung hatte — so treten wir kraft unseres untaubaren Rechtes als Erzähler sogleich in das Gemach ein, welches durch die rothen Rouleaux vom hereinbrechenden Dämmerlichte der Straße geschieden ist. Hell brennt eine für die damalige Zeit ungewöhnlich große und reichverzierte Oellampe auf einem mit gesticktem Tuche bedeckten Tische, der vor einem goldverzierten Kanapee steht, auf dem sich seidene und gestickte Kissen aller Art und Form aneinander drängen. Zwischen ihnen sitzt eine Dame von etwa fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren.

Ihre Büge sind gerade nicht schön zu nennen, aber es ist über sie doch jene leise Anmuth ausgebreitet, welche nur eines innerlich anregenden Momentes bedarf, um dieses ganze Antlitz mit zauberhaften Lichtern zu überfliegen. Die dunklen, ziemlich reichen Haare waren in Papierpapilloten gewickelt, Hals und ein Theil der Büste waren unverhüllt, so auch die Arme, welche, weit entfernt üppig zu sein, durch Zartheit und Weisse der Haut auffielen. Ein dunkelrothes Sammtkleid mit Schnüren und Troddeln von schwarzer Seide mit dem nach damaliger Mode lächerlich kurzen Leibe schloß sich knapp um die schlank und zierlich gebaute Gestalt.

Eine Weile hatte die Dame, beide Ellbogen auf einen Chenillenkranz, der den Tisch zierte, gestützt, das Gesicht mit beiden kleinen Händen verhüllt, an deren niedlichen Fingern zahlreiche Ringe schimmerten, darunter einige von frappirendem Werthe. Nun erhob sie sich, ließ die Hände langsam sinken, lehnte sich in die Kissen zurück, und blickte starr in das von einer Glaskugel gedämpfte Licht der Lampe. Nun sehen wir ihre Augen. Das sind tief dunkle Sterne, welchen es bestimmt ist, zu glühen, zu funkeln, kreuz und quer durch die Welt zu blitzen, aber nicht lange an einem

Punkte zu haften, oder etwa melancholisch sich zu vertiefen. Es währt auch nicht lange, so spielt ein Lächeln um diesen etwas breiten, aber im Lächeln nicht ungraziösen Mund. Mit einem halblaut getrillerten Liede, das übrigens eine klangreiche Stimme keinen Augenblick verleimmen läßt, springt die Dame von ihrem Sitz auf und tänzelt durch das geräumige, im damaligen Geschmacke überreich ausgestattete Zimmer. Plötzlich bleibt sie wie erschreckt stehen und blickt nach dem Gesimse eines geschnitzten Kastens, auf dem neben andern unnützen Dingen ein riesiger „Krampus“ steht, jene haarige, gehörnte, rothzungige, kettenraffelnde Figur, wie sie namentlich in Wien am St. Nikolaustage die unartigen Kinder in Schrecken versetzt.

Es war einiger Grund, daß die Dame diesmal von seinem Anblitze überrascht sein mußte, denn der haarige Teufel, der sich nur bewegte, wenn man ihn durch Ziehen an einem Schnürchen dazu zwang, er hatte sich jetzt, — das war nicht zu bezweifeln, und wir haben es selbst mit angeschaut — mit beiden Händen heftig auf- und abgerüttelt, und dabei die Birkenruthé in seiner rechten Hand drohend oder warnend gegen die Dame erhoben !! . . .

War es uns auch, als hätten wir gleichzeitig ein hellgraues Mäuschen vom Kästen herabspringen, und am glänzenden Boden forthuschen sehen, um in einer Spalte der Wandleiste rasch und spurlos zu verschwinden, so können wir es doch nicht mit Bestimmtheit behaupten, um so weniger, als doch sonst auch die Dame etwas davon bemerkt haben würde. Das war aber entschieden nicht der Fall, denn als sie für die selbstentwickelte Thätigkeit der Figur keine Erklärung finden konnte, blieb sie nicht nur, wie wir gesehen haben, wie festgewurzelt stehen, sondern sie legte auch die leise bebende Hand an's Herz, das nun wohl rascher als gewöhnlich schlagen mochte. Es wird zur Erklärung dieser Erscheinungen gut sein, wenn wir den freundlichen Leser mit der Dame, der wir unsere Aufmerksamkeit nicht mehr entziehen können, näher bekannt machen.

Zu diesem Zwecke möge es uns gestattet sein, einige Wochen vor dem bisher Erzählten in unserer Geschichte zurückzugreifen.

* *

Es ist etwa neun Uhr Abends und wir befinden uns in der Jägerzeile vor dem ehemaligen Leopoldstädtertheater, dem äußerlich eben nicht sehr appetitlich ausschenden Tempel der heiteren Wiener Muse, die sich aber in diesen engen, fast unsauberen Räumen gar wohl befand, und siegreicher wirkte, als etwa heutzutage in den modernen, vornehm gefirnißten Theaterhäusern.

Vor dem eben nicht großen Haupteingange stehen ein paar verkommene, frierende Gestalten, die sogenannten „Wagenrufer“, denen es zum Geschäft ward, die Equipagen bei jeweiligen Namen ihrer Besitzer, und die Fiaker bei ihren Nummern für ihre Miether mit gellender oder donnernder Stimme herbeizurufen. Um diese Männer, die sich immer erst gegen Ende der Vorstellung vor dem Theater einzufinden pflegten, standen die „Laternbuben“ mit noch unangezündeten Talglichtern in den Lampen von primitivster Form, welche aber immerhin praktisch genug verwendbar waren, um zu Gunsten der aus dem Theater Heimkehrenden die damalige Wiener Straßenbeleuchtung nach Möglichkeit zu „korrigiren“. Die „Wagenrufer“, seit Jahren zu dem Theater in wenigstens äußerlicher Beziehung stehend, kannten nicht nur die meisten zu Wagen

kommenden Besucher und Freunde der Muse genau, sie schnappten auch die Urtheile derselben auf, die sie während dem Deffnen des Wagenschlags bei ihrer Heimfahrt über die eben gehöre Vorstellung, wenn auch in flüchtigen Ausdrücken, mit einander wechselten. Der „Wagenrufer“ war in der Regel darum in der Lage, sich über das Glück oder Unglück eines neuen Stückes, oder das Debut eines Schauspielers das Mittel der öffentlichen Meinung zu ziehen.

„Nein, er wird's nicht thun!“ sagte eben einer der älteren Wagenrufer, „die Krones kann nicht ersetzt werden! Die Prob', die sie gestern mit einer andern Schauspielerin gemacht haben, ist schmau ausgefallen! Der Graf Asty hat zu seinem Freunde, dem schönen Rittmeister, gestern beim Einstiegen gesagt: „Aufgeben sollen sie jetzt die Komödie! Ohne Krones nützen alle Korntheuer, Raimund und Schuster nichts! — Und er hat Recht!“

„Ja, aber warum spielt denn die Krones nicht mehr?“ fragte ein anderer jüngerer Wagenrufer, der erst kürzlich in die Gilde eingetreten, und noch weit davon entfernt war, in die Mysterien des Theaters eingeweiht zu sein.

„Das wär' eigentlich eine lange Geschicht'!“ erwiderte etwas vornehm der Andere. „Aber ich will Dir doch ein biss'l ein' Aufklärung geben.“

Die „Laternbuben“, meist Lehrjungen ihrer bezüglichen Meister, waren wie alle von dieser Jungen-Sorte, vielleicht auch heute, fanatische Freunde von Geschichten. Sie rückten also, als sie die An- deutung des mitheilungslustigen, sonst meist schweigsam harrenden älteren Wagenrufers ver nahmen, in einem Halbkreise näher an ihn heran.

„Du weißt,“ begann der Mann seine Nachrichten für den jüngern Collegen, „daß die Krones eine Schauspielerin wie keine Zweite ist. Hast ihre „Evakathel“ gesehen?“

Der Gefragte nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe selber einmal gehört,“ fuhr der Redner fort, „wie der Rezensent Kanne beim 'Raus- gehen aus dem Theater gesagt hat: Als Evakathel ist sie rein „klassisch!“ Das heißt so viel, als: sie soll's ihr nachmachen! — Aber sie ist in jeder Rolle ein reiner „Spadifankerl“, es sprudelt ihr nur so das Zeugs aus dem Mund, und aus ihren Augen blitzt es wie Stuver'sche Raketen. Kein Wunder, daß sie auch sonst im Leben ein „Rutschipeter“ ist! Teufel! Geben ihr ja auch

die Herrschaften gar keine Ruh'! Nun, und da ist sie halt ein biss'l flott. Mein Gott, das geht uns nix an. Wir wissen, wie's schon einmal in der Welt mit ein' Mädel zugeht, besonders, wenn's sauber, dazu noch auch nicht auf den Kopf gefallen ist. Kurzum, sie laßt halt gern's Radel laufen. So weit bin ich jetzt. Also, von dem Grafen Jaroschinski hast aber doch gehört, der den alten Professor Blank umgebracht hat, und dafür bei „Spinnerin am Kreuz“ hingerichtet worden ist?"

„Freilich, war ja nicht weit vom Galgen, wie er gehängt worden ist.“

„Nachher weißt Du schon mehr von der Geschichte. Aber das muß ich Dir sagen, wie sie ihn auf dem Leiterwagen hinausgeführt haben, da war in dem blassen, eingefallenen Mann mit dem wild herumfliegenden Haar und dem stier glozenden Aug' der seine, interessante Cavalier nicht mehr zu erkennen, wie ich ihn noch gesehen hab', denn gar oft hab' ich ihm und der Krones in den Tiak er geholzen!! Mit einem Wort', die Krones hat mit dem polnischen Grafen ihr „Dechtlmecht“ gehabt ... Wenn aber alle die Dechtlmechtlerinnen früher wüßten, was ihre Dechtlmechtler nachher

anstellen werden, es gäbe wenig G'spaß mehr auf der Welt! Kurzum, wie die Polizei den Jaroschinsky abholt, um ihn in Eisen wegzuführen, ist just die Krones bei ihm und singt gerad' das Lied:

Brüderlein sein, Brüderlein sein,
Bärtlich muß geschieden sein!

Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!

Sie ist beim Anblick der Polizei sogleich in Ohnmacht gefallen, aber das war den Leuten zu wenig. In's Kloster soll sie jetzt gehen! sagen die Frauen. Die Krones im Kloster!! Müßt' kurios aussehen dieses Kloster! Aber die Krones getraut sich seitdem nicht auf's Theater mehr. Sie fürchtet, man werde sie auszischen. Könnt' auch wirklich geschehen, denn es gibt gar Viele, die über sie ganz wild sind, und gerade die — Kapuziner sind's nicht, die am meisten die Augen verdrehen! Der Castelli zum Beispiel, der just nicht lauter — Kirchenlieder singt, hat sich neulich selber so geäußert, als müßt' die Krones jetzt das Fußgewand anziehen, und er selber hat eine Bravour darein gesetzt, mit dem nämlichen Jaroschinsky im Armen-

sündertübel einen Tag, bevor sie den Mörder gehängt haben, eine Partie Tarock zu spielen! . . .“

Hier wurden des Wagenrufers Mittheilungen und Ansichten unterbrochen. Die Eingänge des Theaters flogen auf. Das Publikum drängte sich hinaus, da die Vorstellung zu Ende war. Man hörte aber im Innern des Hauses noch demonstrativen Beifall, der mit einiger Opposition zu kämpfen hatte

Die Ersatzmännin für Therese hatte heute Partei für sich gefunden.

Durch eine Seitenthüre des Theaters schlüpfte eine verhüllte Gestalt heraus. Der Wagenruber half ihr in den Fiaker. „Das war die Krones!“ flüsterte er dem jüngeren Collegen zu.

Der Wagen aber fuhr mit der genannten Schauspielerin durch die Stadt einer entfernteren Vorstadt zu. Die auf und durch die Straßen wandelnden Laternen erschienen der in einer Ecke des Wagens zurückgelehnten Krones wie Irrlichter, die über einen Sumpf schwieben, bald da und dort glänzten, verschwanden, wieder funkelten, und endlich alle verlöschten. Therese Krones fröstelte es. Sie hüllte sich fester in ihren Kapuzenmantel. Endlich hielt der Wagen vor einem bekannten

Gasthause. Therese Krones sprang aus dem Wagen, hüpfte über die Treppe und trat in einen hellerleuchteten Saal, in welchem die elegante Welt jener Tage, Cavaliere, Leute vom Theater, auch der Direktor des Leopoldstädter-Theaters versammelt waren.

„Die Krones!“ rief man erstaunt und jubelnd der Eintretenden entgegen.

„Bravo!“ lärmte die Versammlung klatschend und polternd.

„Und ich lasse mich nicht nur wieder unter den Leuten sehen,“ sagte Therese mit einem graziosen Anzix, „sondern ich kündige dem Herrn Direktor an, daß ich morgen wieder aufstrete!“

Die Eifersucht gegen ihre Rivalin hatte ihre gedrückte Stimmung, ihre Scheu vor dem Schiedsspruch der Öffentlichkeit überwunden. Des fanatischen Entzückens über diese Nachricht von Seiten der Verehrer der Krones wurde an diesem Abende kein Maß gefunden. Aber bei der Tags darauf folgenden Vorstellung im Leopoldstädter-Theater war der Jubel über das Wiederaufreten der Krones noch größer.

Therese Krones, welche auf einigen Kampf gefaßt war, fühlte sich verwirrt von diesem schreien-

den Umschlag der öffentlichen Meinung über sie. „Sie trennen mein Leben von meiner Kunst!“ suchte sie sich zu orientiren, aber der Faden, den sie gierig ergriff, um sich zurecht zu finden, riß sogleich, als sie des Skandals gedachte, den ihr Kunstgenosse, der edle Raimund, im selben Hause vor demselben Publikum kürzlich erleiden mußte! Hatten sie ihn nicht, weil er bei der festgesetzten Trauung mit einer Schauspielerin, die seiner unwürdig war sans façon nicht erschien, mit solcher Schonungslosigkeit bei seinem nächsten Aufreten ausgezischt, daß er erbittert zu seinen Moralpredigern sagte: „Berehrtes Publikum! Daß ein Schauspieler auf allgemeines Verlangen eine Rolle spielt, ist oft vorgekommen, daß aber einer auf allgemeines Verlangen — heirathen müsse, das ist neu! . . .“

Seit jenem Abend, und den Gedanken, die sich daran knüpften, war mit Therese Krones eine Umwandlung vorgegangen. Ihr inneres Glück war zerstört. Der leichte Sinn war untergraben, es kam ihr so Vieles anders vor, als zuvor. . .

* * *

Nun aber kehren wir zu der Dame zurück, mit der wir den Leser näher bekannt zu machen, versprochen hatten. Er wird sie nun schärfer in's Auge

fassen, und in ihr aber niemand Anderen erkennen, als — Therese Krones.

Die drohende Bewegung der haarigen Figur auf dem Kasten hatte sie einen Augenblick erschreckt, aber bald brach sie ein schallendes, heiteres Gelächter aus. „Das geht ja vortrefflich!“ sagte sie zu sich selbst. „Ich trug Verlangen, mich wieder lebhaft in meine harmlose, ach so schöne Kindheit zurück zu träumen. Deshalb kaufte ich mir all die bunten Spielsachen, diese Puppe, diesen „Krampus“, diese Zauberlaterne, diesen gekrausten Pudel auf Rädern, und nun habe ich es in meiner Zurückversetzung in meine Kindheit so weit gebracht, daß ich mich wirklich wie ein Kind vor dieser Pelzfigur dort — fürchte!“

Die Figur sah sie höhnisch, boshaft an.

„Dummes Zeug!“ murmelte Therese ärgerlich, und setzte sich wieder sinnend auf das Ruhebett. Nach einigen Minuten sprang sie jedoch auf. „Und ich will ein Kind sein!“ rief sie nicht ohne einen schmerzlichen, fast weinerlichen Ton in der Stimme. „Ich muß wieder jenes Glück der Harmlosigkeit erringen, das mir, ach! immer mehr abhanden gekommen! . . . Bin ich denn nicht glücklich? . . . Therese! Leugne es nur nicht! Du bist es nicht!“

Thränen traten ihr dabei in ihre Augen. Sie wischte dieselben jedoch resolut mit dem gestickten Battisttuche weg.

Darauf nahm sie von einer Etagère die Zauberlaterne, zündete darin die kleine Lampe an und stellte an die Wand ein Kohlenbecken, in das sie angenehm duftendes Räucherwerk streute. Als sich nun ein dichter weißer, woltiger Rauch erhob, schob sie einen bemalten Glasstreifen vor die Zauberlaterne und löschte die Oellampe aus, welche das Zimmer erleuchtet hatte.

„Nun will ich das Ding probiren!“ sagte Therese, und stellte die Laterne so auf ein Tischchen, daß ihr Lichtstrahl auf die Rauchwolke fiel und das Bild des Glasstreifens auf demselben erschien. Es stellte einen Blumenstrauß dar, aus dem sich lang gestreckte Gräser und Blüthen an dünnen Stengeln erhoben. Da aber der Rauch sich wirbelnd bewegte, so erhielt auch das Bild darauf wechselnde und verzerrende Bewegung. Die Gräser und Blüthen erhielten immer mehr die Gestalt von ringelnden Schlangen. Therese fühlte sich von einem leisen Frösteln überlaufen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und starre nach dem,

immer unheimlicher werdenden phantasmagorischen
Bilde. Je länger sie hinsah, desto lebhafter ar-
beitete ihre Phantasie mit. Bald ging das Bild
in ein anderes über. Sie sah sich selbst als Kind
mit ihren Eltern auf einem elenden Karren durch
eine öde Gegend fahren. Es war eine schmerzhafte
Erinnerung aus ihrer Eltern Comödiantenfahrten
durch ungarische Dörfer. Nun wechselte die Er-
scheinung. Da stand wieder sie selbst, aber als
Jungfrau, ein junger hübscher Mann stehend vor
ihr auf den Knieen. Ihr kaltes Lächeln schnitt
dem armen Jüngling wie ein Dolch in die
Seele. . . . Da sah sie sich abermals auf anderm
Boden, auf der Bühne als „Sylphide“ in ihrer
eigenen gleichnamigen Posse. Kränze flogen ihr
zu, Tücher wurden geschwenkt. . . . Rasch nahm
das Bild eine neue Form an. Da stand Therese
als „Jugend“ in Raimunds „Bauer als Millionär“,
auf dem gelockten Kopfe das rosenbekränzte Atlas-
hütchen, am Leibe das Rosajäckchen, die Beine in
weißen Atlas-Kniehosen, die Reitpeitsche in der
Hand. Der ganze Zauber, den Therese Krones
über diese Rolle auszustrahlen verstand, war in
der Wolkenerscheinung wiedergegeben. Therese blickte
zufrieden darauf hin, und ein Lächeln flog über

ihr bleichgewordenes Gesicht. Da erschien neben der „Jugend“ eine andere Gestalt. Es war ein blässer Mann mit schwarzem Haare . . .

„Jaroszinsky!“ stammelte Therese.

Der bleiche Mann reichte der reizenden „Jugend“ einen Brillantschmuck . . .

„Nimm ihn nicht!“ schrie Therese von ihrem Stuhle aus.

Die „Jugend“ aber warf sich lachend dem bleichen Manne in die Arme . . .

„Zu spät!“ stammelte Therese bebend.

Indes hatte sich der bleiche Mann in eine furchtbare Gestalt verwandelt, — die liebe „Jugend“ lag in den Armen eines Gerippes, des grinsenden Todes! ! — — — — —

Mit einem Schrei sank Therese zu Boden. —

* * *

Zur selben Zeit befand sich im Parterre des selben Hauses in einer engen dumpfen Kammer, welche ihr spärliches Zwielicht von einem schmalen Fensterchen, das auf einen schlotartigen Lichthof hinausführte, ein etwa sechzehnjähriges Mädchen und hantirte bei einer schwach brennenden Lampe mit Nadel und Zwirn an einer Arbeit, von der

die Näherin offenbar wünschte, daß sie dabei nicht überrascht werde. Von Zeit zu Zeit lauschte sie nämlich zu dem Fensterchen oder zur Thüre hin, und, wenn sie glauben mochte, es nahe sich jemand, so fuhr sie mit ihrer Arbeit unter die Schürze, und nahm ein nebenan liegendes Strickzeug zur Hand.

Das Mädchen war ärmlich gekleidet, hatte ein blaßes Gesicht von nicht alltäglichem Schnitte. Wenn aber das Kind — denn dem Wuchs nach mußte man es noch so nennen — die blauen, großen Augen nach der Thüre richtete, dann wurde man überzeugt, hier lebe eine feiner organisierte Seele, und manche schmerzliche Erfahrung sei bereits reisend an ihr vorübergegangen.

Eben nahten sich eilende kleine Tritte. Rasch fuhr sie mit ihrer Arbeit in das Versteck. Zwei Mädchen von sieben und acht Jahren, von der Kälte und dem Schnee, mit dem sie sich herumgetrieben, roth und feucht in Gesicht und Händen, polterten die vier Stufen von der Thüre in die Stube herab. „Mili!“ riefen die Kinder dem Mädchen zu. „Komm’ in den Hof! Wir machen einen Schneemann! hilf uns. Es fällt immer ein oder das andere Stück herunter.“

„Gleich, Kinder!“ erwiderte Mili mit sanfter,

ungewöhnlich melodisch klingender Stimme. „Ich habe noch vier Nadeln herumzustrichen“ — sie hatte eben rasch genug das Strickzeug zur Hand genommen — „dann komme ich. Geht nur wieder hinaus.“

Die beiden Kinder stürmtenogleich wieder zur Thüre hinaus.“

„Arme Schwestern!“ sagte leise Mili, indem sie den beiden kleinen Mädchen mit einem Seufzer nachsah. Dann aber nahm sie hastig die versteckte Arbeit hervor. Sie hob sie betrachtend gegen das Licht. Nun sah man, was es war. Es waren zwei Puppenkleider. Es war ja heute Weihnacht!

Wir wissen nun, daß Mili sich damit beschäftigt, ihren Schwestern noch eine Freude zu bereiten.

Das gute Mädchen! Sie waren Schwestern von einem Vater, aber nicht von einer Mutter!

Eine Stiefmutter! ! . . .

Und der Vater? Er war todt. Es hieß, man habe ihn eines Tages in den Fluthen der Donau gefunden. Seine zweite Frau — ein Weib der rohesten Art — hatte genug in sich, um die Leute glauben zu machen, der Mann, der sein Kind erster Ehe gepeinigt sah, selbst aber im Hause keine ruhige Minute mehr erlebte, habe sich freiwillig jene Ruhe

zu verschaffen gesucht, welche alle bösen Weiber der Welt nicht mehr zu stören vermögen. — —

Arme Mili! Wir lesen nun von deinem Gesichte die ganze böse Historie deines jungen traurigen Herzens!

Nun wird die Thüre aufgerissen. Ein schlampig gekleidetes Weib tritt ein. Die Züge seines Gesichtes sind verzerrt von Leidenschaft, die Augen stechen wie glühende Nadeln. Das ist die Stiefmutter. Erschreckt vermochte Mili ihre heimliche Arbeit nicht mehr zu verbergen. Mit Falkenblicken ersah das Weib, womit sich Mili beschäftigte.

„Ah! auf diese Art wird — gestrich!“ zeterte sie mit kreischender Stimme.

„Mutter!“ erwiderte flehend und sanft beschwichtigend das zitternde Mädchen. „Es ist ja der Christabend. Ich wollte Marie's und Annens alte Puppen mit neuen Kleidern versehen. . .“

„Dummes Zeug! Ausreden! Nicht arbeiten wollen! Spielen! Lauter Schlechtigkeiten im Kopfe! . . .“ polterte immer grimmiger das Weib.

„Du weißt, Mutter!“ sagte Mili, „ich liebe meine Schwestern . . .“ Dabei ergriff sie der Stiefmutter Hand.

„Rühr' mich nicht an!“ schrie das Weib, und

stieß das Mädchen roh von sich. „Ich kenne Deine Heucheleien! Mich täuschest Du nicht!“

„O Mutterl!“ wagte Mili zu sagen, „seid heute wenigstens sanft, heute am heiligen Christabend! . . . Gedenkt des letzten Weihnachtsabends, da der Vater aus dieser Stube fortstürzte, um — nicht wieder zu kommen! . . .“

„Willst Du mir Vorwürfe machen, Du Rabenkind?“ schrie das Weib und der Schaum trat dem bläulich umrahmten Munde in die Winkel.

„Mutterl!“ weinte Mili, „verzeihe mir! . . . Ach, wie soll ich heute meines armen Vaters nicht gedenken!?“

Da hatte das Weib ein Stück Holz ergriffen, und bereits die Hand erhoben, um dem Mädchen in blinder Wuth einen Schlag auf den Kopf zu versetzen, als eine merkwürdige Erscheinung die zum Verbrechen ausgestreckte Hand lähmte.

Ein Mutter-Gottesbild aus Wachs, welches unter einem Glassturze auf einem Schrank stand, fiel in diesem Momente von dem Postamente, welches sichtbar in Bewegung gerathen war. Wieder schien es, als sei ein hellgraues Mäuschen unter dem Gestelle der Glashülle hervorgeschlüpft und auf den Boden hinabgesprungen. . . .

Das Weib ließ die Hand sinken. Das Holz entfiel den Fingern. Schrecken und Demuth prägte sich nun in dem Antlitz der Frau aus. Sie schlug ein Kreuz, griff hastig nach einem Gebetbuche, schlug ein Tuch um Kopf und Leib, und sagte in einem Tone, als wäre zwischen ihr und dem Mädchen nichts vorgefallen: „Ich gehe in die Johannesskirche. Gieb auf die Kinder Acht!“ Damit verließ sie in demuthiger Haltung die Stube.

O sie war fromm diese Frau! Sie gehörte zu den fleißigsten Besuchern der Kirche, sie war die aufmerksamste Hörerin der salbungreichsten Predigten, sie machte die anstrengendsten Wallfahrten mit!

Als Mili allein in der Stube war, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, dann ging sie wieder an die Arbeit. Sie schien mit dem Kleiderschmucke für die Puppen ihrer Schwestern nicht zufrieden.

Da kam ihr plötzlich ein Gedanke. „Sie wird mir gewiß ein paar Fleckchen schönen Stoffes schenken!“ sagte sie. Sie verbarg die Kleidchen im Bette unter dem Kopfkissen, eilte aus der Stube durch den Hof, wo sie die Schwestern eifrig mit dem Schneemann beschäftigt sah, und dann über die Treppe in das erste Stockwerk hinauf. Sie hielt vor einer Thüre, vor welcher ihr jener ambra-

artige Duft, den sie schon früher, nur schwächer verspürte, entschieden, ja fast betäubend entgegenkam. Sie öffnete die Thüre. Beengend drang der starke Geruch auf sie ein. „Hier ist starker Rauch!“ murmelte das Mädchen. Sie eilte durch das Vorzimmer und klopfte an eine zweite Thüre. Niemand ließ sich vernehmen. Unheimlich stille war es. Als sie nochmals vergebens geklopft hatte, versuchte sie es, die Thüre zu öffnen. Sie widerstand nicht. Ein dichter Rauch qualmte dem Mädchen aus dem Zimmer entgegen. Es war halbdunkel in demselben. Rasch öffnete Mili die Thüre nun vollends. Das ganze Zimmer war mit erstickendem Rauche angefüllt. Klug genug zögerte das Mädchen keinen Augenblick, ein Fenster zu öffnen. Der Zug trieb bald die Wolken hinweg.

Als sich Mili wieder nach dem Zimmer umwandte, sah sie erst — Therese Krones auf dem Boden liegen! — „Jesus, Maria!“ rief Mili und beugte sich über die Ohnmächtige, die aber in diesem Augenblicke ihre Augen aufschlug.

„Mili, Du bist es!“ sagte sie freundlich, und richtete sich mit Hilfe des Mädchens auf, um sich auf das Ruhebett zu legen. „Du hast das Fenster geöffnet!“ sagte sie wohlwollend lächelnd. „O, Du

bist klug und rasch gefaßt! . . . Und jetzt zünde die Lampe an. So, liebe Mili! Setze Dich her zu mir . . . Ach, ich habe wieder recht arge Dummheiten gemacht! . . . Wer weiß, ob nicht . . . Du kamst vielleicht noch zur rechten Zeit! . . . Aber was bringt Dich so spät zu mir, liebes Kind?"

Mili stockte, denn sie fand es unpassend, bei den eingetretenen Umständen die Ursache ihres Kommens anzugeben.

„Hast Du vielleicht schon das Gedicht gelernt," fragte Therese Krones, „und kamst, um mir es vorzutragen?"

Therese hatte nämlich des armen, aber begabten Mädchens Talent und Drang zum Theater erkannt, und beschäftigte sich seit einiger Zeit damit, dem gelehrigen Mädchen von Zeit zu Zeit den nöthigen Unterricht zu geben. Bei der Jugend Mili's und den künstlerischen Erfolgen ihrer Meisterin war es kein Wunder, daß sie sich mit Begierde und den Hoffnungen auf eine unabhängige Zukunft der eröffneten Bahn zuwendete. Die Frage, welche Therese Krones zuletzt an die Schülerin richtete, klang aber diesmal so gedämpft, so wenig ermunternd, daß Mili erstaunt ihre Lehrerin ansah.

„Ach, Du gutes Kind!“ sagte Therese, welche des Mädchens Verwunderung bemerkte. „Ich bereue es bereits, daß ich Dich in Deinem Wunsche, zum Theater zu gehen, bestärkte! O, ich war wieder einmal recht leichtfertig! . . . Die letzte Zeit hat mir erst über mich die Augen geöffnet, und über den Boden voll Lüge und Gefahr, auf den ich, Dich zu führen, meine frevelnde Hand bot! Kind! Gutes vortreffliches Herz! . . . Fliehe vor den Verlockungen des falschen Flitters, mit dem das Theater geschmückt erscheint! Unter diesen Brettern gähnt ein furchtbarer Abgrund! . . . Mein liebes, unschuldiges Kind! Es naht jetzt eine heilige Stunde, das Christfest! . . . Versprich Du mir jetzt, daß Du Deinem kindischen Drange nach dem falschen Glanze des Theaters ent sagst!! Versprich es mir, und verzeihe mir, daß ich leichtfertig eine Zeit lang Dein Wollen irre führen half! . . . Ich weiß, was ein Grund mehr war, Dich nach dem angestrebten Ziele zu treiben: Du wolltest Deinen Geschwistern, den verlassenen Kindern Deines armen Vaters eine Retterin sein aus den Händen ihrer — Mutter! Du kannst und wirst das besser erreichen, wenn Du ausharrst bei ihnen. Durch Dein reines Herz, durch den Muth

Deines edlen Pflichtgefühles bist Du berufen, alle Hindernisse zu überwinden, welche sich Deinem heiligen Werke treuer Liebe unzweifelhaft entgegenstellen werden! Ich weiß es, daß es Dir gelingen wird! . . . Was aber soll aus den armen lieben Kindern werden, wenn Du sie gerade da, wo sie Deiner am meisten bedürfen, verlassen müßtest, um das Labyrinth zu betreten, das uns ach so oft weiter von dem höheren Lebenszwecke abführt, als wir je ahnen könnten! . . .“

Therese, über deren Lippen sonst nur heiter und, wir möchten sagen oberflächlich sprudelnd die Rede floß, hatte die Worte, die sie an das Mädchen diesmal richtete, mit solcher Leidenschaft, aufrichtiger Theilnahme, und tiefer, trauriger Ueberzeugung gesprochen, daß Mili um so gewaltiger davon erschüttert war.

„Versprichst Du mir also,“ fuhr Therese fort, „daß Du meinem Rath, meiner Bitte Gehör schenken werdest?“

Einige Sekunden stand das Mädchen mit gesenkten Augen und bewegter atmend da, dann sah es Theresen treu und gerührt an: „Ich verspreche es!“ sagte Mili leise, aber vernehmlich und entschieden.

Therese schloß sie mit Thränen in den Augen in ihre Arme. „Ich weiß, welchen Kampf es Dich kostet, mein gutes Kind,” sagte Therese, „aber um so größer erscheint mir die Kraft Deiner Seele!”

Da erschallte Gesang von Kinderstimmen durch die offen gebliebene Thüre. Es war ein rührendes Weihnachtslied.

„Es sind die Kinder des braven Tischlers, der neben Ihnen wohnt!” erklärte Mili.

„Laß’ uns zuhören!” sagte Therese.

Schweigend lauschten die Beiden dem lieblichen Chor. Friede, Versöhnung zog dabei in ihre bewegten Gemüther.

„Und was kriegen heute Deine Schwestern?” unterbrach endlich Therese das Schweigen.

„Ach, meine Kinder werden sehr ärmlich bedacht sein!” erwiderte Mili traurig. „Ich habe Kleidchen für ihre alten, verblaßten Puppen gemacht. Ach, wie mager sieht das aus! Ich wollte Sie eben bitten, ob Sie nicht ein paar hübsche Fleckchen zum Aufpuß haben. . . .”

„O Du liebes, kleines Mütterl!” rief Therese aus und küßte das Mädchen. Dann sprang sie auf, raffte all’ das Spielzeug zusammen, das sie in kindischer Laune für sich gekauft, die Puppe, die

Zauberlaterne, den kleinen Wollspudel und noch andere niedliche Dinger, packte Alles in einen Korb und sagte: „Da Mili, damit läufst Du jetzt zu Deinen Kindern hinunter, das gehört ihnen. Eile, denn es ist spät geworden, und die armen Kleinen schlafen gewiß schon auf ihren Schemmeln.“

Das Mädchen war roth vor Freude über diese reichen unerwarteten Gaben für ihre Schwestern geworden. „O, wie gut sind Sie doch!“ Mehr vermochte Mili nicht zu sagen. Sie eilte mit dem Korb hinab in die Stube ihrer Stiefmutter. Hinter ihr aber war Therese leise und unbemerkt auf dem Fuße gefolgt. Sie wollte, ohne daß sie gesehen wurde, Zeugin der Überraschung und des Jubels der Kinder sein. Ein kleines Fenster in der Thüre, durch welche Mili mit dem Korb eingetreten, machte es ihr leicht möglich.

Die Kinder erwachten richtig aus einem Schlummer, in den sie in Abwesenheit ihrer Schwestern verfallen waren. Die Mutter, welche eben, ein Glas Wein neben sich, in der Bibel gelesen hatte — sie war immer fromm, diese Frau! — sah mit hartem, bösem Blicke auf Mili, als sie eintrat.

„Wo warst Du, Vagabundin?“

„Ich bringe Weihnachtsgeschenke für die Kinder!“

Damit breitete sie die Spielsachen mit vor Freude zitternden Händen auf den Tisch aus.
„Das gehört alles Euch, Ihr lieben Schwestern!“

Erst waren die Kinder wie versteinert, dann jubelten sie laut auf. Hierauf sprangen sie auf Mili los, und herzten und küßten sie in wilder Freude ab.

Theresen ließen diese Scene mit ansehend, die Thränen über die Wangen.

„Aber woher ist das Alles?“ fragte mißtrauisch und mit schneidender Stimme die Mutter.

„Die Krones schickt Euch das Alles!“ erwiderte harmlos das Mädchen.

Da sprang das Weib wie von einer Biper gestochen auf. Sie packte all' die Spielsachen zusammen, einige riß sie den Kindern aus den Händen, warf sie in den Korb und schrie: „Da, Du elendes Mädel! das tragst Du Alles zurück! Von der Person sollen meine Kinder kein — Christgeschenk annehmen! . . .“

Mili und die Kinder standen starr und blaß da.

„Nun, wirst Du gehen?“ fuhr das Weib ihre Stieftochter an. „Und gehst Du nicht mit dem Gelump hinauf, desto besser, dann geh' ich, und sag' ihr, wie ich über sie denke!“

Mili war auf's Tieffte erschüttert. Sie gedachte des Eindruckes, den es auf Therese Krones machen müsse, wenn ihre Gaben in solcher Weise zurückgewiesen würden. Sie wußte nämlich nicht, daß Therese vom Thürfenster aus Zeugin dieser Scene war.

Mili warf sich ihrer Mutter zu Füßen. „Wenn Sie niemals eine meiner Bitten erfüllten, so schenken Sie um Christi Willen dieser meiner Bitte Gehör! Lassen Sie den Kindern das Spielzeug! Schicken Sie es der Geberin nicht zurück! . . . Es würde ihr das Herz zerreißen!“

Das Weib brach in ein höhnisches Gelächter aus. „Schlagen Sie mich! Ich habe die Krones gebeten um all' das! Schlagen Sie mich! Ich will es geduldig ertragen!“ fuhr Mili fort.

„O, ich weiß schon,“ sagte das Weib mit boshafter Kälte, „Schläge greifen bei Dir nicht an!“

„Und vergessen Sie nicht,“ setzte Mili, sich erhebend, ihre Rede fort, „vergessen Sie nicht; wenn die Krones gesündigt hat, Gott, der milde Richter, wird auch ihr vergeben, wie er allen Sündern vergiebt! Denken Sie, Mutter, in dieser Stunde, am — Christabend daran!“

Bei den letzten Worten zuckte das Weib zu-

sammen, Blässe überzog ihr Gesicht, aber nicht ein Wort kam über ihre Lippen.

Mili packte wieder die Spielsachen aus. Die Mutter that nicht die geringste Einsprache. Mili setzte sich nun vollkommen glücklich mit den Kindern auf den Fußboden und spielte mit ihnen, als wäre sie selbst noch so ein kleines Kind wie sie. Therese Krones aber entfernte sich leise von der Thüre und schlich in ihre Wohnung zurück. Ihre Augen waren mit Thränen gefüllt, aber ein nie gehnchter Friede zog in ihr Herz ein. Lächelnd, aber mit den schwermüthigen Versen auf den Lippen:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einnal muss sie untergeh'n!“

schlief sie in jener Nacht ein. — Kurze Zeit darauf verließ Therese Krones die Leopoldstädter Bühne für immer, ein Jahr später, 1830, fand ihre irrende Seele die ewige Ruhe!

* * *

Das alte sonderbare Mütterchen aber, dem ich dieses Märchen zu verdanken habe, — und von dem ich nicht weiß, ob es nicht gar selber darin mitgespielt habe, — setzte am Schlusse hinzu:

„Wenn zu Weihnacht ein hellgraues Mäuschen im Hause geschäftig ist, dann giebt es viel Herzleid, aber der Frieden des Herzens ist auch nicht mehr weit davon! !“



Das Sylvesterfest der Humoristen.

Im Jahre 1834 am Abend des Sylvesterfestes glänzten sechs Fenster im ersten Stockwerke des Seitenstetterhofs so helle auf den kleinen Platz vor demselben hinaus, daß die wenigen Passanten, die durch diesen stillen abgelegenen Stadtwinkel kamen, unwillkürlich aufblickten.

Was mag denn heute da oben los sein? Sonst ist es stets so bescheiden bürgerlich da droben, höchstens daß in dem einen oder anderen Fenster das Licht einer Wachskerze flackerte, und heute schimmert es in allen sechs Fenstern von eitel Lichterglanz! Was soll das bedeuten? Die Bewohner Altwiens waren eben im Großen und Ganzen an die ungestörte Alltäglichkeit so sehr gewöhnt, daß sehr wenig dazu gehörte, um die Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen.

Die sechs erleuchteten Fenster im Seitenstetterhof

waren daher an jenem Abend eben so Gegenstand der Verwunderung, als wenn heute plötzlich die Stefanskirche bis zur Spitze hinauf elektrisch beleuchtet erschien!

Bald stand eine kleine Gruppe auf dem Platz und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Aber es schien, daß die Festlichkeit, die offenbar da droben begangen war eine rein interne war, und mit der Außenwelt nichts zu thun hatte, denn nachdem man mehr als eine halbe Stunde gewartet hatte, und kein Wagen vorgefahren kam, sagte Einer aus der Gruppe: „Geh'n mer! 'S is nix!“

„Recht haben's! 'S is nix!“ sagte Einer von drei Herren, die eben heran gekommen waren. „Aber daß 's nix is!“ fuhr der Herr mit tiefem Ernst zu dem Angeredeten fort, „das ist gerade etwas! Aber was? Wir wissen's nit, aber wenn wir's wüsten, wir thäten's auch nicht um eine Million sagen, denn“ — hier sprach der Herr leiser und sah sich dabei vorsichtig um — „denn man redt nit gern von so etwas! 'st!“ —

Die Gruppe der Neugierigen riß die Augen auf, ein leiser Schauer schien sie zu überlaufen, nach der Atmosphäre, in welcher Altwien damals steckte, drängte sich den Leuten der Gedanken auf,

hier könne am Ende gar die — Polizei hinterher sein! In der nächsten Sekunde war die Gruppe verschwunden. Die drei Herren aber brachen in ein lustiges Gelächter aus.

„Das war wieder eines von Deinen Stücken, Castelli!“ rief der zweite Herr, der Hoffchauspieler Wothe noch immer herzlich lachend aus.

„Ich wette“ sagte der dritte Herr, der Hoffchauspieler Costenoble in etwas näselndem Tone, „ich wette, die Leute erzählen davon sogleich überall, setzen allerlei dazu und ehe eine Stunde vergeht, sehen wir hier auf dem Platze einen — Poliziemann stehen!“

„Famos!“ rief Castelli. „Dem J. aber oben machen wir sogleich weiß, da unten wäre eine Schaar von „Raderern“ zu sehen gewesen!“

„Aber erst gegen Ende der Unterhaltung reden wir davon“ bemerkte Wothe, „sonst verderben wir ja dem Hausherrn den ganzen Humor!“

Damit traten die Drei lachend in das schmale Thor des Seitenstetterhofes.

Wir folgen ihnen, und betreten mit ihnen den einfach aber anständig meublirten Salon des Dr. J. eines kleinen Herrn von auffallend schwarzem Teint, und mit großen, sehr lebhaften Augen. Dr. J.,

ursprünglich Jurist, hatte sich später dem Kaufmannsstande zugewendet, bei dem er sich wohl befand. Seine umfassende Bildung, sein scharfer Verstand, sein sarkastischer Wit, sowie mehrere eigene literarische Arbeiten von Werth brachten ihn in vielfältige Beziehung zu den hervorragenden Mitgliedern der geistigen Tafelrunde jener Tage. In der „Ludlamshöhle“ war er durch seine witzigen Beiträge wohl bekannt. Wegen seiner Gewohnheit, beim Erzählen ernster, oder ernst scheinender Ereignisse seine großen Augen zu rollen, hieß er in der genannten Gesellschaft: „Der Röller“.

Dr. J. nun war es, der den Gedanken gefaßt hatte, bei sich zu Hause den Sylvesterabend in Gesellschaft von meist heiteren Söhnen der Muse in jovialer Weise feierlich zu begehen. So finden wir denn hier den Komiker Wothe vom Burgtheater, den Charakterdarsteller Costenoble, den Meister des Lustspiels Korn, beide ebenfalls Hofchauspieler, die Humoristen Castelli, Deinhardstein, Chuffner, Johann Langer, Kanne, Adolf Bäuerle, Gräffer, Franz Wiest und noch viele Andere, welche gute Späße zu machen verstanden, und was noch mehr ist, auch — vertrugen. Es war also eine wahrhaft exquisite Gesellschaft heiterer und

witziger Menschen beisammen, so zu sagen die Crème des Altwiener Humors. Die Wiße stiegen fortwährend wie Raketen auf, und die Lachkanonen schallten zahlreich und erschütternd durch den Salon. Das ging so bis gegen Mitternacht in schier unerschöpfter Weise fort, und es kam nun der Moment, in welchem der Hausherr die, von ihm ersonnene, gedichtete und arrangirte Allegorie des „Jahreswechsels“ von Stapel lassen wollte. — „Roller 'raus!“ fing es nach beliebten Kasperl-Theatermustern zu rufen, zu strampfen, zu poltern an. — „Noch einige Augenblicke Geduld!“ bat komisch zerknirscht Dr. J. „Vorher kommt noch eine andere Überraschung. Ich will nur andeuten, daß sie der Inbegriff des Witzes ist!“ — „Nur nicht flunkern, Roller!“ wurde der Hausherr gewarnt.

Da ging die Thüre auf. Ein Mann von jedenfalls sehr barocker Erscheinung trat ein. Er trug eine hellblonde, kleingelockte Perücke, auf der eingedrückten breiten Nase eine goldene Brille. Bekleidet war er in einem franzblauen Frack mit gelben Knöpfen. Über einem weißen, weitausgeschnittenen Gilet hing ein breites, schwarzes Band, daran eine Lorgnette baumelte.

„Meine Herren“ stellte Dr. S. den neu eingetretenen Gast vor, „das ist derselbe Herr, der zum Könige von Bayern, als er ihn jüngst von München aus weisen ließ, bei der Abschieds-Audienz sagte: „Majestät, ich lege meinen Dank dafür zu Füßen, daß Sie für mein — Fortkommen Sorge trugen!“

„M. G. Saphir!“ rief die Gesellschaft freudig, und schmeichelhaftes Beifallklatschen begrüßte den Mann, der schon einmal früher von Polizei wegen Wien verlassen mußte, sich seither in Berlin und München bis dahin unerhörte Vorbeeren als Humorist, gewandter, schneidiger Journalist und witziger Kopf erworben hatte, und soeben wieder in Wien eingetroffen war, um bei Bäuerle's Theaterzeitung als Hauptmitarbeiter einzutreten.

Nun ließ Saphir, der an diesem Abend von besonders guter Laune war, alle Schleusen seines extemporirten Witzes los. Man kam aus dem Lachen nicht heraus. Als gar nach Aufführung der „Allegorie“ von Saphir aus dem Stegreif eine sehr drollige Recension über dieselbe gesprochen wurde, da hatte der heitere, mitunter wohl auch sehr sarkastische Gast in allen Linien der Gesellschaft gesiegt.

Freilich währte es von da ab kein Jahr, und Saphir war es durch seine souveräne Rücksichtslosigkeit gelungen, sich fast alle Mitglieder dieser Gesellschaft zu Feinden zu machen, wovon vielleicht später einmal.

Jener Sylvesterabend aber gehörte umstreichig zu den animirtesten und lustigsten, die seit langer Zeit in Wien erlebt worden waren, da sich überdies eine kleine Störung, die sich dabei ereignete, sobald in eitel Gelächter aufklärte!

Nach Mitternacht war nämlich Dr. J. mit sehr besorgter Miene von seiner Gattin in's Vorzimmer gerufen worden. Hier stand ein, ihm wohlbekannter Polizeicommissär, der davon sprach, es sei die Anzeige gemacht worden, es habe sich hier eine Versammlung „Unzufriedener“ zusammengefunden! —

In diesem Augenblicke schallte lautes, herzliches Lachen aus dem Salon. Das ließ durchaus nicht auf „Unzufriedene“ schließen! Nachdem der Commissär noch die Namen der Anwesenden erfahren entfernte er sich befriedigt mit freundlichem Lächeln.

Von diesem Intermezzo unterrichtet, schossen

nun in der Gesellschaft die gewagtesten Wiße darüber auf.

Wothe aber sagte zu Castelli mit Bezug auf ihr Straßenerlebniß: „Siehst Du, wenn man die Polizei nennt, kommt sie gerennt!“ —

Der Tod auf dem Maskenball.

An einem schneidig kalten Jännerabend des Jahres 182* saß ein junger, hübscher Mann von etwa 20 Jahren in feiner Balltoilette an einem Fenster des „silbernen Kaffeehauses“ an der Ecke der Blankengasse und blickte sinnend in die Eisblumen der Fensterscheibe. Eine tiefe Melancholie war über dem geistvollen Antlitz des jungen Mannes ausgebreitet. Seine Gedanken waren weit weg von dem ziemlich lärmenden Ort, an dem er sich befand, denn er merkte es nicht, daß sich ein älterer Herr, eine hohe ernste Gestalt, schweigend neben ihn gesetzt und ihn schon zwei Male mit der Hand leise am Arm berührt hatte.

„Warum so tieftrübig, junger Freund?“ fragte theilnehmend der ältere Herr. Es war der Redacteur der „Wiener Zeitschrift“, Withauer, der in seinem damals sehr geachteten Journale die her-

vorragendsten literarischen Kräfte jener Tage zu vereinigen wußte.

Auch der junge Melancholiker war bereits durch einige tiefempfundene Gedichte mit Erfolg in den Kreis der Mitarbeiter Withauer's getreten. Die Aufmerksamkeit der Poeten und Schriftsteller Wiens hatte sich bereits wohlwollend auf den jungen, reichbegabten Dichter gerichtet und so ward ihm denn auch bald die Freude zu Theil, mit den hervorragendsten Persönlichkeiten jener Wiener Epoche in intimen Verkehr zu treten. Deshalb war er auch ein gern gesehener Guest im „silbernen Kaffeehause“, dem Sammelpaläte geistig anregender Männer, wie Grillparzer, Holtei, Castelli, Deinhardstein, Raimund, Withauer u. A.

Withauer mußte seine Frage wiederholen, bis der junge Mann aus seiner Träumerei erwachte. Mit verstörtem Blicke sah er den Fragenden an und verlegen antwortete er:

„Verzeihen Sie, Herr von Withauer, ich glaube ich bin . . . frank. Die schwarze Stimmung, die sich meiner immer mehr bemächtigt, scheint, wie mir mein guter Vater schreibt, eine psychische Ursache zu haben. Ich werde nach Hause reisen

müssen, um mich von meinem Vater in Behandlung nehmen zu lassen!" . . .

Moriz R. — so hieß der junge Mann — war der Sohn eines in einer Provinzstadt mit Recht geachteten Mannes, die Freude, der Stolz, die Hoffnung des wackeren Vaters, der seinen Liebling mit reichen Mitteln und zahlreichen Empfehlungsbriefen versehen, nach Wien gesendet hatte, um sich dort dem Studium der Medicin zu widmen.

Unter den Personen, an welche Moriz Briefe seines Vaters abzugeben hatte, befand sich auch einer an einen Landsmann, der in seiner Eigenschaft als praktischer Kaufmann geeignet erschien, die materiellen Interessen des jungen Mannes in der fremden Großstadt freundschaftlich zu überwachen.

Moriz fühlte sich in dem Hause dieses Mannes heimischer, wie sonst irgendwo. Er war immer häufiger dort zu finden, und da er immer vertrauter in diesem Kreise ward, so merkte er selber lange nicht, daß die hübsche Hausfrau einen Haupttheil des Behagens, das der junge Mann hier empfand, auf — ihre Rechnung schreiben durfte

Sie war sehr hübsch diese Frau, aber mit ihrer Bildung sah es ziemlich schlecht aus und man

konnte auch nicht sagen, daß sie diesen Mangel durch blitzenden Verstand erzeße. Nüchterne Augen sahen in ihr nur eine ganz alltägliche Person, deren Reiz nur in jenem Hauch jugendlicher Frische lag, welcher selbst unschöne Gesichter zu verschönen vermag. Moritz R. aber vertiefe sich immer mehr in diese wasserblauen Augen, seine dichterische Phantasie erblickte daraus die berückende Nixe hervortauhen, mit einem Worte, die kleine coquette Frau war zum Ideal seiner Seele geworden.

Ihr galten seine Träume, ihr seine tiefempfundenen Gedichte, von denen die Besungene wahrscheinlich nicht eines zu begreifen vermochte.

Bei seinem ehrenhaften Charakter jedoch empörte sich sehr bald seine Moral gegen das immer leidenschaftlichere Verhältniß zu dieser verheiratheten Geliebten. Heute wäre vielleicht der Anbeter kurzweg mit ihr — durchgegangen und der Herr Gemahl hätte sehen müssen, wie er sich drein gefunden. Damals waren andere Zeiten, die Fälle, wo zwei Herzen alle Schranken gesellschaftlicher Ordnung leichten Sinnes und lecken Entschlusses überspringen, waren noch sehr selten und so fühlte sich denn der liebe, empfindsame, brave junge Mann in seiner bösen Lage bis zur

Verzweiflung gedrückt, so daß er nach langem Kampfe mit sich selbst seine Besuche bei der Dame seines Herzens immer seltener werden ließ.

Der Abend, an welchem wir den Lejer die Bekanntschaft des verliebten Poeten machen ließen, war bereits der achte, seit er seine Geliebte nicht gesehen.

Schmerzlichste Trauer und eine unüberwindliche Abspannung hatte sich seitdem seiner bemächtigt und mit einem wilden Lachen wies er Withauer's Vorschlag zurück, mit ihm die Redoute zu besuchen, um dort gewiß angenehme Verstreitung und Anregung zu finden.

„Ich würde eine schöne Figur dort spielen mit meinem Scheidewasser-Humor à la Mephistopheles!“ rief er aus. „Ich hatte übrigens selbst früher den Gedanken, auf die Redoute zu gehen — Sie sehen ja, ich bin in Ballkleidern — aber ehe ich hieher kam, hat mich mein böser Dämon verlockt, bei Baron S. vorzusprechen, wo eben eine der Somnabulen, welche früher zu Herrn Mesmer's Magnetisir-Objecten gehörte, auf gestellte Fragen theils wunderliche, theils wieder höchst merkwürdige Antworten gab. Auch ich erbat mir von ihr eine Auskunft, nämlich ob ich noch glücklich werden

könne?" — „Bald," antwortete die verschleierte, gespenstige Stimme, „bald, wenn Du tot sein wirst!" . . . „Wie eisiger Schauer durchfuhr mich dieses Drakel und ich stürzte fast besinnungslos hieher . . . Nun aber, bester Herr Redacteur, werden Sie einsehen, daß mir die Lust zur Redoute gründlich vergangen sein muß . . ."

In diesem Augenblicke ward der junge Mann durch einen Marqueur abgerufen.

Bald darauf kam Moriz R. mit leuchtenden Augen und leicht geröthetem Gesichte wieder zurück. Er hielt ein Blatt Papier in seiner Hand, das er an sein Herz gedrückt hatte.

„Herr v. Withauer," wandte er sich an diesen, „ich habe mir's überlegt, ich gehe mit Ihnen in die Redoute!"

Das Billet aber, welches Moriz erhalten und ihn umgestimmt hatte, enthielt folgende, nur schwer leserlich und ziemlich unorthographisch geschriebene Zeilen:

„Theuerster Moriz! Acht Tage ohne Dich! Ich ertrage es nicht länger! Heute in der Redoute! Ich gehe im Rosadomino, eine schwarze Schleife an der Brust."

* * *

Das Gedränge in den k. k. Redoutensälen war ein furchtbare. Nur äußerst mühsam und bald in Schweiß gebadet konnte man sich fortbewegen. Selbst der Kaiser, der sich so gerne bei solchen Gelegenheiten unter sein lebensfrohes Volk mischte, wurde beim Ausgänge aus dem kleinen in den großen Saal dermaßen an die Wand geklemmt, daß der ihn begleitende Hofcavalier laut ersuchte, Sr. Majestät doch Platz zu machen. Der Kaiser aber lächelte mit gewohntem gutmütigem Humor und sagte: „Lassen Sie doch, es wird doch gleich wieder Luft werden, denn meine Wiener wissen gleich selber wieder Ordnung zu machen.“

Dieses liebenswürdige kaiserliche Wort wirkte wie ein Zauber spruch, denn mit einem Male war die Passage frei. Durch dieselbe sah man unseren jungen Dichter eilen. Er suchte eine Maske im Rosadomino zu erreichen, welche er eine Strecke vor sich bemerkte. Er sah an ihr auch die schwarze Brustschleife. Aber ehe er noch in ihre Nähe kam, hatte sich wieder ein Knäuel gebildet und der Rosadomino war verschwunden. Wie ein Wahnsinniger suchte sich der junge Mann durch die Menge Bahn zu brechen, jedoch vergebens.

Plötzlich stand die so sehnüchsig gesuchte Maske an seiner Seite.

„Folge mir!“ flüsterte sie ihm zu und bald saßen die Beiden nebeneinander auf einer der gepolsterten Bänke der „Seufzerallee“.

Stürmisch faßte der junge Mann die kleine, behandschuhte Hand seiner Gefährtin und drückte seine heißen Lippen darauf.

Die Maske zog die Hand zurück.

Moriz sah der Dame starr in die Augen.

„Das Liebeln hat ein Ende!“ sagte mit monotoner Stimme die Dame. „Der Ernst des Lebens tritt an Dich heran. Du hast meine Hand berührt das Schicksal hat gesprochen.“

Damit war der rothe Domino aufgestanden und nun bemerkte der junge Mann erst, daß diese Maske größer und schlanker war, als seine Herzensdame. Auch entdeckte er jetzt, daß sie keine schwarze Schleife trug, sondern eine Brosche, auf welcher ein Menschengerippe abgebildet war.

Moriz fühlte, wie ihn ein unheimliches Gefühl beschlich, dennoch drängte er die Maske, ihr Antlitz zu enthüllen; sie zögerte, endlich zog sie die Larve ab, und dem jungen Manne bot sich der entsetzliche Anblick eines — Todtenkopfes dar!

Mit einem leisen Aufschrei schloß Moriz für einen Moment die Augen, als er sie wieder öffnete war die Maske verschwunden.

Dieses sensationelle Ereigniß ward damals mit den verschiedensten Versionen erzählt, fand aber niemals eine völlige Aufklärung, ebensowenig, wie eine ähnliche, die sich einige Jahre vorher gleichfalls in der Redoute mit einem bekannten Cavalier ereignet haben soll.

Der junge Mann aber war von jener Stunde an immer tiefsinniger geworden, bis er nicht lange darauf seinem Leben in der großen Donau ein Ende mache! — —

* * *

Es war in den vierziger Jahren, als mich der Zufall an einem öffentlichen Orte mit einer Dame zusammenführte, welche keine andere war, als jene, zu welcher der junge, unglückliche Dichter in ein so tragisch endendes Liebesverhältniß gerathen war! . . .

Die Dame war nun ein altes, fast häßliches Weib geworden! Sie war dick, runzlig. ihre Augen blickten fast blöde und das kurze Gespräch, das ich mit ihr führte, deutete ihrerseits auf einen höchst

beschränkten Geist, der noch markanter aus einer trockenen, fast männlich groben Stimme hervorklang. Sie hatte — das ging aus allen ihren Neuerungen hervor — den jungen Mann nie wahrhaft geliebt. Armer, junger Poet!

Der arme Tanzgeiger und der „Grasel“.

In den letzten Faschingstagen des Jahres 1824 ging es „da draußen“ beim „Bock“ ganz besonders fidel her. Rümpfen Sie nicht die Nase über den banalen Schild: „Zum Bock!“ Damals hielt man eben noch nicht auf den vornehmen Klang der Wirthshaus-Benennungen. Wenn man nur irgendwo gut aß und trank, rasch und freundlich bedient ward, wenn nur der Wirth ein gemüthlicher, fröhlicher Mensch war und selbst überall bereitwilligst Hand anlegte, so brauchte die Localität eben nicht „großartig“ angelegt und blendend herausgeputzt zu sein, um den Wiener guten Humor anzugiehen, auf daß er sich heimisch fühle an einem Orte, wo man seiner gutmütigen Heiterkeit un-

genirt die Bügel schießen lassen konnte. War noch dazu gute Musik dabei, die an's Herz und in die Füße ging, da war der Teufel los, oder eigentlich schwiebte der Engel der harmlosen Glückseligkeit über den erwärmtten Köpfen der guten Wiener und Wienerinnen.

Daß aber damals „beim Bock“ eine solche Musik durch den Saal tönte, wird man sogleich begreifen, wenn ich sage, das Orchester war das — Lanner'sche.

Aber er selber, „der Lanner“, war diesmal nicht anwesend. Er war damals schon so gesucht, daß er am selben Abend noch zwei Orchester an anderen Tanzorten „persönlich“ leiten mußte, wie ausdrücklich auf den bezüglichen Ankündigungsbetteln zu lesen war.

Diesmal vertrat ein junger, schmächtig aussehender Mensch mit blassem Gesichte, dunklem, sorgfältig frisiertem Haare und glänzenden Augen zum ersten Male den Meister Lanner als Orchester-Dirigent. Der junge, etwa zwanzigjährige Vice-Kapellmeister, bisher Violaspieler in demselben Orchester, war von dieser Ehre der Stellvertretung sichtlich in hohem Grade erregt, was sich den Mitpielenden mitgetheilt zu haben schien, denn es

ging heute Alles so exact, so gewiß schneidig zusammen, wie früher noch nie. Während Lanner, ohne deshalb den Rhythmus außer Acht zu lassen, vorwaltend beim Dirigiren mit dem Bogen oder auf der Geige die Gemüthlichkeit und eine Art liebevoller Hingabe an die Tanzfreude zum Ausdruck brachte und sich selber dem entsprechend an der Spitze seines Orchesters freundlich lächelnd h in u n d h e r w i e g t e, fiel sein diesmaliger Vertreter durch die Schärfe und Eleganz der Bogenführung, durch das kecke Streichen der Saiten und die hüpfende Bewegung des ganzen Körpers in hohem Grade auf, so zwar, daß der Geist, der aus diesem jungen Kapellmeister sprühte, sich bald den Tanzenden mittheilte.

Sie fühlten Herz und Kopf wie elektrisiert und vermochten der Tanzraserei, die sich heute ihrer bemächtigte, nicht zu widerstehen. Wenn sie nicht vor seliger Lust auffschrien, so geschah dies nur, weil sich's eben für Städter in feinster, elegantester Toilette nicht gut geschickt haben würde.

Von dem Jubel, mit welchem jede Walzerpartie und jede Galoppe von Seite des fanatisirten Publikums belohnt, beklatscht, bestrampft und bravot wurde, kann man sich heute kaum einen

Begriff machen. Man lebte eben in einer Zeit, in der man sich rüchhaltslos der kurzen Freude des auch damals nicht von lauter Rosen umwundenen Daseins hingab.

Der junge Stellvertreter Lanner's war von dem glänzenden Erfolge seines ersten Dirigenten-Debuts bis in's Innerste seiner Seele mit zukunfts-freudiger Besiedigung erfüllt und seine Wangen glühten vor angenehmer Erregung.

Aber noch ein anderer Umstand trug zu seiner glücklichen Stimmung bei. Eine der hübschen Tänzerinnen hatte nämlich jedesmal, wenn sie am Arme ihres Tanzcavaliers graziös am Orchester vorbeikreiste, ihre feurigen Blicke nach dem hübschen interessanten Kapellmeister gerichtet, und als sie endlich gar bei dem Rundgang durch den Saal nach dem vorletzten Tanzstück unmittelbar in der Nähe des jungen Geigers absichtlich laut andeutete, sie werde morgen wieder auf dem Ball „beim Bod“ erscheinen, und dabei ihr schwarzes Auge ihm zublitzte, da fühlte der glückliche Vice-Kapellmeister, was es heißt, wenn die Liebe in ein junges glückliches Herz einzieht.

Der Ball war endlich aus. Der Morgen hatte ja schon lange die Herzenlichter des Saales zu

Schanden gemacht, man begab sich also auf den Heimweg. Wer's hatte, fuhr im Fiaker davon, wer's nicht hatte, der tummelte sich zu Füsse nach Hause.

Unter den Heimkehrenden von der letzteren Sorte befand sich auch der Bicedirigent. Er hatte abgewartet, bis die hübsche Dame mit den blitzenden Schwarzaugen in Begleitung der Ihrigen in den Wagen gestiegen war, nicht ohne dem bescheidenen Beobachter im Hausthore noch einen Blick zuzuwerfen.

Der Wagen rollte fort, der junge Geiger sah ihm lange nach, dann schlug er den Kragen des ziemlich fadenscheinigen Oberrocks hinauf und eilte, allerlei Melodien vor sich hinsummend, eleganten Schrittes von dannen.

* * *

Es war 10 Uhr Morgens und der junge Mann schlief noch fest in seinem armseligen Stübchen im vierten Stockwerke eines alten Hauses, dessen Fenster in eines der engsten Gäßchen der inneren Stadt gingen und den Bewohnern nie einen Sonnenstrahl zukommen ließen.

Tief atmete der junge Schläfer von Zeit zu

Zeit auf, dann rötheten sich leicht seine Wangen und ein Lächeln umspielte seinen Mund, dessen Lippen unverständliche Worte murmelten.

Der junge arme Geiger träumte. Es war ein schöner, ein herrlicher Traum, der durch seine Seele gaukelte.

Er sah sich auf einem festlich geschmückten Throne, den Geigenbogen wie ein Scepter in der Hand. Um ihn herum drängten sich bunte Gestalten, Jünglinge und Jungfrauen in anmuthigen flatternden Gewändern, Männer und Frauen, Greise und Greisinnen, Alle mit fröhlichen Blicken, mit heiterem Lächeln. Jubelnde Masken mischten sich unter die Versammelten und trieben allerlei lustigen Spuk. Musik erschallte, welche in eine Trompeten-Fanfare endigte. Hier trat eine weiß gekleidete Jungfrau hervor — es war die Tänzerin mit den schwarzen Augen von heute Nacht — und drückte dem Jüngling auf dem Throne eine Blüthenkrone in die Locken seines Hauptes.

„Heil ihm, dem König des Tanzes!“ donnerte es von den Versammelten, daß die Wände bebten.

Indes hatte sich die Kronenspenderin zu dem Gekrönten geneigt und er fühlte ihre heißen Lippen auf den seinen. Während er seine Arme um die

Liebliche schläng, erscholl ein neues, dreimaliges
„Heil ihm, unserem König!“ . . .

Da klopste es unfreundlich-derb an die Thüre
des glücklichen Träumers.

Der junge Mann erwachte, die Thüre öffnete
sich und ein kleiner, ziemlich lächerlich aussiehender
Mann mit großem Kopfe und aufgestülpter Nase
trat ostellenble-rücksichtslos ein.

Es war der Meister von der Nadel, der dem
jungen Manne die Ballkleidung bei Beginn des
Carnevals geliefert hatte.

„Können's leicht noch schlafen um Zehne!“
schnurrte er den jungen Geiger an. „Können's
leicht den Tag Aug'n ausstechen, weil's leben in
Luft blaue hinein, ohne Sorgen, alleweil lustig,
und unserans plagte sich und schind't sich! Jetzt
abe is e Punctum! Krieg ich Geld für Frack und
Husen und Schilet, is e gut. Krieg ich net, nimm
ich ganze Sach' wiede mit und können's in Hemd
und Gatje auf Wigolin krazen!“

Damit ergriff er den Ballanzug des jungen
Geigers.

Bergebens bat dieser um Aufschub, vergebens
appelirte er an die Einsicht des Meisters, und als
dieser auf seinem kategorischen Ausspruche bestand,

war die Entrüstung des Geigers aufs Höchste gestiegen.

„Sie sind ein wahrer Grasel!“ rief er dem Meister zu.

Das aber wirkte auf den Meister in einer ganz absonderlichen Weise. Sein Gesicht verzerrte sich plötzlich zu einem geradezu abscheulichen Ausdrucke thierischer Feindseligkeit, seine gräulichen Augen schossen giftige Blicke und sein Fuß strampfte den Boden.

„Gras'l auch noch!“ knurrte er zwischen den Zähnen, dann packte er die Ballkleider des jungen Mannes zusammen und fuhr mit ihnen zur Thüre hinaus, die er wüthend hinter sich zuschlug.

Zur Erklärung der Wuth des Meisters müssen wir erwähnen, daß seine Lieblingserzählung eines Abenteuers, welches er einmal auf seiner Wanderschaft mit dem berüchtigten Räuber Grasel gehabt haben wollte, ihm den Spitznamen der „Graſel“ zugog, der, je öfter er ihm zugerufen wurde, desto mehr seinen leicht erregbaren Zorn aufbrausen ließ.

Da saß nun der arme Geiger im Bette und kaute an den Nägeln.

Was sollte er nun anfangen? Wie konnte er heute Abends das zweite Mal das Orchester „beim

Bock“ dirigiren? Wie konnte er sich heute dem damals in Wien berühmten Contrapunctisten Ritter v. Seyfried um die bezeichnete Stunde vorstellen, um die längst ersehnte Lehre im Generalbaß zu erhalten? Wie konnte er Abends die Schöne mit den schwarzen Augen im Saale „beim Bock“ wiedersehen?

Wax er doch jetzt an seine Stube gefesselt, weil er keinen Anzug hatte, um das Haus verlassen zu können!

Man kann sich die Verzweiflung des armen jungen Geigers leicht vorstellen.

Inzwischen spielte sich in der Küche, die zur Stube des jungen Musikers führte, folgende Scene ab:

Die hübsche Köchin stand eben am Herd, als der Schneider heraustrat.

„Sie sind ja heute ganz wüthend, Meister!“

„Ah! Meine schöne Marianka!“

„Was tragens denn da fort?“

„G'wand von Musikant lumpige.“

„Aber da kann ja der arme Mensch nicht aus 'n Haus hinaus!“

„Was geht e mich an? Warum zalt e net!“

„Das ist herzlos!“

„Sie, Marianka, schönste, seins ohne Herz!
Wie oft hab' ich bet'n schon um Buss'l an an-
ziges!!“

Da fuhr der guten, hübschen Köchin plötzlich
ein Gedanke durch den Sinn.

„Gut,“ sagte sie rasch zu dem verliebten
Schneider, „gut, Sie friegen ein Bussel, aber
nur unter der Bedingung, daß sie dem armen
Menschen seine Kleider wieder geben . . .“

„Gilt e! schöne Marianka. Aber erst —
Bussel!“ —

Man hörte das Schnalzen eines Kusses,
gleich darauf trat die brave Köchin in des
Geigers Stube und legte den Ballanzug auf den
Stuhl.

„Der Meister hat das wieder da lassen, er
hat sich's anders überlegt,“ sagte sie dabei und
lächelte verschmitzt.

Daß der junge Geiger überglücklich war,
braucht nicht erwähnt zu werden, wohl aber,
daß der Traum, den er vor der erzählten Kata-
strophe geträumt hatte, später in Erfüllung
ging, denn der junge Geiger war kein Anderer,
als der „König des Tanzes“: Jo h a n n
S t r a u ß! —

Im gleichen Verlage erscheint:

Jung-Wien.

Altherhand Wienerische Skizzen,
hochdeutsch und in der Muttersprach'
von Eduard Pöhl.

Elegante Ausstattung m. charakterist. Umschl. Preis 2 M. — 1 fl. 20 kr
... Ein eingeborener Wiener und darum innig vertraut mit dem Temperamente und der geistigen Disposition aller Gesellschaftsklassen, verliest in die mannigfachen großen Vorzüge und zu entschuldigenden Schwächen des gemüthssreichen, derben und lebenslustigen Wiener Volkslebens, versteht er nicht blos, die eingeborenen Leser zu fesseln, sondern bewahrt auch den Fremden die noch nicht erstickte Neigung für die alte Kaiserstadt, die noch bis heute der Wallfahrtsort für Leute mit Schnüchel nach vergnüglicher Existenz geblieben ist. Leider unterscheidet sich Jung-Wien ganz gewaltig von der alten Kaiserstadt. Die über den Verlust der früheren Harmlosigkeit und Naivität des Volkslebens von kompetenten Beurtheilern schon oft ausgestoßenen Seufzer halten auch aus den Seiten des neuesten Buches von E. Pöhl heraus. Dennoch malst dieser Charakterzeichner nicht so sehr mit pessimistischen Farben, als einzelne seiner Vorgänger; er trägt sogar ein helles Colorit auf, wenn er das in die Vororte und außerhalb der Linien gedrangte Volksleben schildert, das so toll und lustig einherbraut, in solchen unbefüllmerten Genuss sich versenkt, als ob Staat und Gesellschaft unberührt von den schweren Sorgen der Zeit geblieben seien. Diese heiteren und lichten Blättern stehen freilich auch manche melancholische und dunkle gegenüber, welche die unvermeidlichen Schattenseiten des Lebens in einer Weltstadt schildern. Doch auch darin bricht der Humor des eingeborenen Wieners durch, die glückliche Temperaments-Veranlagung, die auch über die ernsthaftesten Dinge nicht den Kopf verliert und mit Scherz und Witz sich darüber hinwegsezt. Jedt der kurzen Skizzen des Buches — es steht eine zahlreiche Menge verschiedenster Charakterausprägung darin — erhält dem Leser die vorhandene Neigung für die Wiener und ihr Leben und stimmt beifällig für den Verfasser, der seine Feder so ammuthig und bereit für seine Vatersstadt zu führen weiß.

„Hamburger Nachrichten“ vom 27. Januar 1885.

Die humoristische und poetische Auffassung, sowie Wiederspiegelung des Kleinlebens durch Schrift und Wort ist eine in Abnahme bearbeitete Kunst. Während die Genremalerie an Ausdehnung und Vertiefung gewinnt, findet das eigentliche Genrefeuilleton nur spärliche Vertretung. An pittoresken und pointierten Pastellarbeiten, an scharf umrissten Federzeichnungen fehlt es nicht in der periodischen Presse, wohl aber an sorgfältig ausgearbeiteten, vollempfundenen Bildern des Alltagstreibens. Wie das Volk spricht und denkt, erlauschen bei dem lauten Straßenlärm, bei dem hastigen Wettslauf der modernen Schriftsteller nur Wenige.

Desto erfreulicher ist es, wenn wir einmal einem solchen stilvergnügten Beobachter begegnen. In dieses intime Volksleben, dessen lokalen Hintergrund die deutsche Weltstadt an der Donau bildet, führt uns eine Sammlung von Zeugnissen ein, welche **Edvard Böhl** unter dem Titel „**Jung-Wien**“ Allerhand Wienerische Sitzzen, hochdeutsch und in der Muttersprach“ im Verlage von Wilhelm Friedrich, Berlin und Leipzig, erscheinen ließ. Es ist etwas Wunderliches um so eine großstädtische Volksseele, in der ja verschollene Erinnerungen, bejähzte Anschauungen und die Fülle neuer Eindrücke unvermittelt nebeneinander sich aufbauen, wie das moderne Prachtgebäude in die winlige Gasse mit unbeachteten, vorzeitigen und doch so traulichen Häuschen und Höfen hineinragt. Und schwerer als diese Kontraste festzuhalten, ist es, die Eigentheit und den Eigensinn des Dialektes dieser „Großmutter-sprache“ mit den hundertfältigen Bejähzen und Anklängen zu entzätseln. Nun, Böhl ist eine der halb naiven, halb zum Dorischen und „Spätkunst“ geeigneten NATUREN, denen es gelingt, altes Gerümpel und neuen Hausrath bedächtig und liebdevoll so zu ordnen, daß wir in dem bunten Gemenge uns wohlig fühlen. Er kennt das Wiener Plaster, und das Wiener Fühlens, selbst in seinen verborgenen Falten, hat er aufgespürt. Vor Allem handhabt er den Wiener Dialekt in seiner ganzen Ursprünglichkeit meisterlich. Der Humor beginnt sich manchmal mit der gesunden Hausbactheit der älteren Wiener Schulen, eines Castelli u. A., steigert sich aber auch zu dem tieferen Empfindungsleben, das aus der Waldesstille des Gemüths emporquillt. Man wird den Hörpunkt des Wieners leichter in diesem Büchlein entdecken, als in bändereichen Beschreibungen und Schlußberichten der alten Kaiserstadt.

„Deutsches Montagsblatt“ vom 2. März 1885.

Studentenfahrten!

Lustige Bilder aus dem Studentenleben von **Friedrich Friedrich**.
Dritte Auflage. Oktav. Elegant broschirt 1 Mark.

Muckenich's Reden und Thaten.

Von **Julius Stettenheim**.
Oktav. Preis elegant broschirt 1.50 Mark.

Unter vier Augen.

Besuche des eigenen Interviewers. Von **Julius Stettenheim**.
Mit dem Portrait des Interviewers von G. Heil.
Oktav. Preis elegant broschirt 1.50 Mark.

Im Nihilistenstaate Neu-Sodom

oder

Historia von der schönen Dinah.
Eine überaus tendenziöse Humoreske
der Düssentlichkeit preisgegeben von **Helwig**.
Anno 3000 p. Chr. n.
Mit lustigem Titelbild. Preis eleg. brosch. 1 Mark.

Druck von Emil Herrmann sen. Leipzig.

89093713469



B89093713469A

Notes and irregularities

Märzroth, Dr.

Alt-Wien : Bilder u. Geschichten

Leipzig: W. Friedrich [1885]

The paper color of the original shifts at p. 113.

There is a pagination error on the following pages of the original:

Page 130 (misprinted as 131)

Page 131 (misprinted as 130)